

Marie-Christin Gabriel,
Christopher Hohl und
Carola Lentz (Hg.)

Eventforschung.
Theoretische und
methodische
Herausforderungen

ARBEITSPAPIERE DES
INSTITUTS FÜR
ETHNOLOGIE
UND AFRIKASTUDIEN

WORKING PAPERS OF
THE DEPARTMENT OF
ANTHROPOLOGY AND
AFRICAN STUDIES



Herausgegeben von / The Working Papers are edited by:
 Institut für Ethnologie und Afrikastudien, Johannes Gutenberg-Universität,
 Forum 6, D-55099 Mainz, Germany.
 Tel. +49-6131-3923720; Email: ifeas@uni-mainz.de; <http://www.ifeas.uni-mainz.de>
<http://www.ifeas.uni-mainz.de/92.php>

Geschäftsführende Herausgeberin / Managing Editor: Konstanze N'Guessan (nguessan@uni-mainz.de)

Copyright remains with the author.

Zitierhinweis / Please cite as:

Marie-Christin Gabriel, Christopher Hohl und Carola Lentz (Hg.) (2019): Eventforschung. Theoretische und methodische Herausforderungen. Arbeitspapiere des Instituts für Ethnologie und Afrikastudien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Working Papers of the Department of Anthropology and African Studies of the Johannes Gutenberg University Mainz), 183.

Marie-Christin Gabriel, Christopher Hohl und Carola Lentz (Hg.): Eventforschung. Theoretische und methodische Herausforderungen.

Abstract

The study of events poses challenges for ethnographers with regard to the conceptualisation of events and research methodology. When does an event begin, and when does it end? Are preparations, follow-up work and ensuing reports and debates part of the event? Whose perspective determines the event's temporal limits? How does the seriality of events like national-day celebrations, concerts and fashion shows affect research strategies? How can researchers manage limited access to the field? How can they best take the multi-locality of many events into account? How should they deal with the selectivity of their own perceptivity or of the media coverage? And how can ethnographers write about complex events? These challenges were the topic of an interdisciplinary workshop held in September 2018 at the Department of Anthropology and African Studies at Johannes Gutenberg University Mainz. This working paper is composed of contributions written by workshop participants after the workshop. Some papers discuss how to best conceptualise events while others elaborate methodological strategies how to study events.

Zusammenfassung

Die Erforschung von Events wirft Fragen nach ihrer theoretischen Konzeptualisierung auf und stellt Ethnologinnen vor methodische Herausforderungen. Wann beginnt und wann endet ein Event? Gehört die Vor- und Nachbereitung dazu, und aus wessen Perspektive werden die zeitlichen Grenzen gezogen? Welche Rolle spielt die mögliche Serialität von bestimmten Events wie Nationalfeiern, Konzerten oder Modenschauen? Wie können die Forscher mit begrenzten Zugängen umgehen? Wie lässt sich das zeitgleiche Geschehen an verschiedenen Orten erfassen, wie der Selektivität des eigenen Auffassungsvermögens oder der medialen Berichterstattung begegnen? Und wie können die Forscherinnen über ein komplexes Event schreiben? Mit diesen Herausforderungen beschäftigte sich im September 2018 ein interdisziplinärer Workshop am Institut für Ethnologie und Afrikastudien an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, in dessen Nachgang die Beiträge dieses Working Papers entstanden sind. Sie enthalten systematische Überlegungen zum Event- bzw. Ereignisbegriff und diskutieren methodische Strategien der Eventforschung.

Die Herausgeber

Marie-Christin Gabriel ist Doktorandin im Forschungsprojekt „Die Aufführung von Nation und der Umgang mit subnationalen Differenzen in afrikanischen Nationalfeiern“, einem Teilprojekt der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsgruppe „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“. E-mail: gabriel@uni-mainz.de

Christopher Hohl ist Doktorand im Forschungsprojekt „Un/doing Albinismus: Rekodierungen einer verkörperten Differenz in historisch variablen Rahmungen“, einem Teilprojekt der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsgruppe „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“. E-mail: chohl@uni-mainz.de

Carola Lentz ist Professorin am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und Leiterin des Forschungsprojekts „Die Aufführung von Nation und der Umgang mit subnationalen Differenzen in afrikanischen Nationalfeiern“, einem Teilprojekt der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsgruppe „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“. E-mail: lentz@uni-mainz.de

Die Autoren

Hauke Dorsch ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der JGU Mainz und Leiter des Archivs für die Musik Afrikas (AMA). E-mail: dorschh@uni-mainz.de

Godwin Kornes ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der JGU Mainz. E-mail: kornesg@uni-mainz.de

Simone Pfeifer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Nachwuchsforschergruppe „Dschihadismus im Internet. Die Gestaltung von Bildern und Videos, ihre Aneignung und Verbreitung“ am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der JGU Mainz. E-mail: pfeifer@uni-mainz.de

Mareike Späth ist Mitarbeiterin am Museum am Rothenbaum. Kulturen und Künste der Welt (MARKK) in Hamburg. E-mail: mareike.spaeth@markk-hamburg.de

Hanna Voss ist Doktorandin der Theaterwissenschaft an der JGU Mainz und Mitglied der DFG Forschungsgruppe 1939 „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“. E-Mail: voss@uni-mainz.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
<i>Marie-Christin Gabriel und Christopher Hohl</i>	
Ereignis/Event/Veranstaltung. Theoretische und methodische Herausforderungen für die Forschung	11
<i>Carola Lentz</i>	
Theater als Institution erforschen. Zwischen theaterwissenschaftlicher Aufführungs- und ethnographischer Ereignisanalyse	24
<i>Hanna Voss</i>	
Ereignis, Sequenz, Idealtyp	30
<i>Godwin Kornes</i>	
Spazieren als Methode der Eventforschung	34
<i>Mareike Späth</i>	
Ereignisse im transnationalen Raum. Ein Foto-Essay zur medialen Erweiterung von Raum und Zeit in Hochzeiten zwischen Deutschland und Senegal	39
<i>Simone Pfeifer</i>	
Konzerte, Veranstaltungsreihen, Festivals. Erfahrungen mit Eventforschung	43
<i>Hauke Dorsch</i>	

Einleitung

Marie-Christin Gabriel und Christopher Hohl

Erfolgsgeschichten beginnen meist mit Versuchen und nicht selten mit gescheiterten. Nicht anders verhält es sich mit dem Workshop „Eventforschung. Theoretische und methodische Herausforderungen“, den wir am 20. und 21. September 2018 am Institut für Ethnologie und Afrikastudien (Ifeas) der Johannes Gutenberg-Universität (JGU) Mainz organisierten. Er war ein Erfolg, und er entwickelte sich aus Erfahrungen der Frustration. Gerade von Feldforschungsaufenthalten in New York City und Kapstadt nach Mainz zurückgekehrt, berichtete Christopher Hohl Kolleginnen beim gemeinsamen Mittagessen von seinen Schwierigkeiten mit Feldzugängen. Im Rahmen seiner Forschung zur Ästhetisierung von Menschen mit Albinismus in der Modeindustrie hatte er versucht, in beiden Städten beobachtend an den dortigen Modenschauen teilzunehmen. Doch der Zugang zu diesem exklusiven Milieu war ihm häufig versperrt geblieben. Besuche von Modenschauen blieben einer begrenzten Zahl geladener Gäste vorbehalten. Für Interviews angefragte Gesprächspartnerinnen lehnten – wenn sie überhaupt auf Anfragen reagierten – meist mit Verweis auf ihren enormen Termindruck ab. Allzu häufig verwies das Feld Christopher Hohl in die Rolle des Konsumenten feldimmanenter Medienerzeugnisse – Hochglanzmagazine und Videoübertragungen ebenso wie Beiträge in sozialen Medien. So ließ sich das Geschehen zwar mehr oder weniger zeitversetzt beobachten und rekonstruieren, doch Christopher Hohls Ziel, die Modenschauen ethnografisch zu erforschen, glückte nur selten.

Aus der lockeren Runde beim Mittagessen entwickelte sich ein problemorientiertes Gespräch mit Marie-Christin Gabriel, die in Burkina Faso zu Staats- und Nationenbildung im Rahmen von Nationalfeiern forscht. Das Gespräch konzentrierte sich zunächst auf den Fall der Modenschau, doch verglichen wir ihn bald mit den Spezifika der Nationalfeiern. Wir überlegten zum Beispiel, ob die Teilnahme an einer Modenschau die einzige oder überhaupt gewinnbringendste Möglichkeit war, sich dem Themenfeld anzunähern, und ob nach den fünfzehn Minuten, in denen die Models über den Laufsteg liefen, denn tatsächlich schon alles zu Ende war? Fing das eigentlich Interessante nicht schon viel früher an, etwa mit der Wahl des Veranstaltungsortes, dem Buchen der Models und der Einladung der Gäste? War die Berichterstattung, insbesondere in sozialen Medien, nicht auch ein legitimer „Ort“, um fernab des Laufstegs an der Zurschaustellung von Mode und Models mit Albinismus zu partizipieren? Schnell wurde in den Gesprächen klar, dass Marie-Christin Gabriel es während ihrer Feldforschung mit ganz ähnlichen Schwierigkeiten zu tun hatte wie etwa der begrenzten Verfügbarkeit von Zuschauern und Organisatorinnen als Interviewpartnern sowie der manchmal mühsamen Beschaffung von Presseakkreditierungen und Einladungskarten, die die Teilnahme an den Staatsfeierlichkeiten erforderte.

Es blieb nicht bei diesem einen Gespräch. Bei Kaffeepausen und gemeinsamen Wegen über den Campus kamen wir immer wieder auf die Herausforderungen zu sprechen, die uns die Erforschung von Modenschauen und Nationalfeiern bereitete. Es entstand ein steter, formloser Austausch über methodische Schwierigkeiten während der Feldforschung. Mehr noch als methodische Fragen beschäftigten Marie-Christin Gabriel zum damaligen Zeitpunkt vor allem Schwierigkeiten hinsichtlich der Analyse und des Schreibens über die Feier,

angefangen damit, den zeitlichen Rahmen der Nationalfeier festzustecken. Da ihr Schwerpunkt auf der Planung der Nationalfeier lag, reiste sie mehrere Male einige Monate vor der Feier nach Burkina Faso und beobachtete deren Vorbereitung durch ein staatliches Organisationskomitee. Aus Sicht der Organisatoren, die die Feier knapp ein Jahr lang vorbereiten und sich auch noch Wochen nach der Feier (etwa durch das Schreiben von Bilanzberichten) damit befassen, hat die Nationalfeier eine ganz andere zeitliche Dynamik als beispielsweise für die Zuschauerinnen, die den gut dreistündigen Festakt live oder vor dem Fernseher verfolgen. Marie-Christin Gabriel fragte sich also, wie die Nationalfeier zeitlich eingrenzen war und ob die vorangegangene Planung nicht ebenso zu der Aufführung gehörte wie auch die anschließende Berichterstattung.

Auf den ersten Blick haben unsere Forschungsthemen und -phänomene wenig gemein. Die Ähnlichkeiten, die wir immer wieder ausmachen konnten, liegen auch weniger in den Inhalten, die Modenschauen und Nationalfeiern zur Schau stellen, als in ihrer performativen Praxis selbst. Sowohl bei Modenschauen als auch bei Nationalfeiern handelt es sich um für ein Publikum inszenierte Veranstaltungen, sprich „Events“ oder „Ereignisse“.¹ Die praktischen Schwierigkeiten während der Feldforschungen mögen zwar zu einem gewissen Teil konstituierend für das jeweils untersuchte Feld sein (die Modewelt etwa wird unter anderem durch Exklusivität produziert). Größtenteils handelt es sich hierbei aber um Herausforderungen, die sich bei der Erforschung der allermeisten öffentlichen Veranstaltungen stellen. Die Schwierigkeiten, die wir hier für unsere Fallbeispiele angedeutet haben, lassen sich auch auf die Erforschung anderer öffentlicher Veranstaltungen wie Konzerte, Sportwettkämpfe oder Hochzeiten übertragen. Ein Fußballspiel beispielsweise findet in einem Stadion statt und beginnt und endet mit dem An- und Abpfiff der Schiedsrichterin. Doch sind für eine Analyse des Neunzig-Minuten-Events auch das Vor- und Nachher des Spiels sowie Orte jenseits des Stadions wichtig – das Training der Teams, die Ankündigung und Kommentierung in den Medien, das Feiern der Fans auf der Fan-Meile, das Zuschauen im Wohnzimmer oder in Fan-Kneipen. Für die Forscherin sind Events also zeitlich und räumlich schwer einzugrenzen, nicht zuletzt auch, weil sie meist multimedial prozessiert werden. Damit wird auch die Frage nach den beteiligten Akteuren komplex. Die Erforschung von Events wirft also Fragen der Konzeptualisierung auf: Wann beginnt und wann endet ein Event? An welchen Orten findet es statt? Wer nimmt daran teil? Hieran schließen sich Fragen nach Methoden und Auswertungsstrategien an. Wie mit begrenzten Zugängen umgehen? Wie das zeitgleiche Geschehen an verschiedenen Orten erfassen? Wie der Selektivität des eigenen Auffassungsvermögens oder der medialen Berichterstattung begegnen? Und wie lässt sich über ein derart komplexes Event schreiben?

Aus unserem intensiven Gedankenaustausch über solche und weitere Fragen entstand die Idee, unsere bis dato informellen Gespräche im kleinen Kreis mit anderen Eventforscherinnen zu vertiefen. Denn obwohl die Literatur zu Events und Eventforschung sehr umfangreich ist (s. Beitrag Lentz), befasst sich keiner der uns bekannten Beiträge zum Thema systematisch mit den spezifischen theoretischen und methodischen Herausforderungen von Eventforschung und mit möglichen Methoden und Strategien, diesen zu begegnen. Unser Ziel war also, Sozial- und Kulturwissenschaftler in einem offenen Rahmen zum gegenseitigen Austausch über die Erforschung von öffentlichen

¹ Eine Diskussion der beiden Begriffe, die wir hier synonym verwenden, findet sich im Beitrag von Carola Lentz in diesem Arbeitspapier.

Veranstaltungen zusammenzubringen, weshalb wir uns für das Format des Workshops entschieden. Dessen Planung nahmen wir gemeinsam mit Carola Lentz in Angriff. Sie leitet das Forschungsprojekt „Die Aufführung von Nation und der Umgang mit subnationalen Differenzen“, an dem Marie-Christin Gabriel als Mitarbeiterin beteiligt ist. Mit ihrem Forschungsprojekt gehören die beiden zur DFG Forschungsgruppe 1939 „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“, der auch Christopher Hohl als Mitarbeiter des Teilprojekts „Un/doing Albinismus: Rekodierungen einer verkörperten Differenz in historisch variablen Rahmungen“ angehört. In einem Plenum der Forschungsgruppe referierten die Mitglieder des Nationalfeiernprojekts (Carola Lentz, Marie-Christin Gabriel und Konstanze N'Guessan) über die Herausforderungen der Erforschung von Nationalfeiern. Die anregenden Diskussionen im Anschluss an den Vortrag motivierten uns, das Thema weiter zu bearbeiten. Bereits die Planung des Workshops war für unsere Auseinandersetzung mit dem Thema überaus anregend, da wir uns als Organisatoren gewissermaßen in der Rolle von Eventmanagern wiederfanden, uns also mit der Organisation von Ereignissen ganz praktisch befassten.

Der Workshop fand am 20. und 21. September 2018 an der JGU Mainz statt. Die meisten Teilnehmer waren Ethnologinnen des IFEAS. Darüber hinaus nahmen auch Teilnehmerinnen anderer Institute und Disziplinen teil, darunter Altamerikanistik und Theaterwissenschaft. Der Workshop gliederte sich in vier Abschnitte. In einem ersten Block präsentierte Carola Lentz einen Überblicksvortrag mit dem Titel „Ereignisforschung. Theoretische und methodische Herausforderungen“, der hier in überarbeiteter Fassung abgedruckt ist. Die folgenden drei Blöcke ermöglichten den Teilnehmern durch Gruppen- und Stillarbeiten, gefolgt von gemeinsamen Diskussionen im Plenum, einen intensiven Austausch. Behandelt wurden dabei Herausforderungen hinsichtlich 1) des Definierens, 2) Forschens und Analysierens und 3) des Schreibens über Events – Themenblöcke, die wir im Vorhinein des Workshops auf Basis der von den Teilnehmern eingereichten Skizzen ausgemacht hatten, in denen sie ihre individuell erfahrenen Herausforderungen sowie Ansätze, sich mit diesen auseinanderzusetzen, schilderten. Die folgenden Fotos vermitteln einen Eindruck von den Diskussionsrunden.

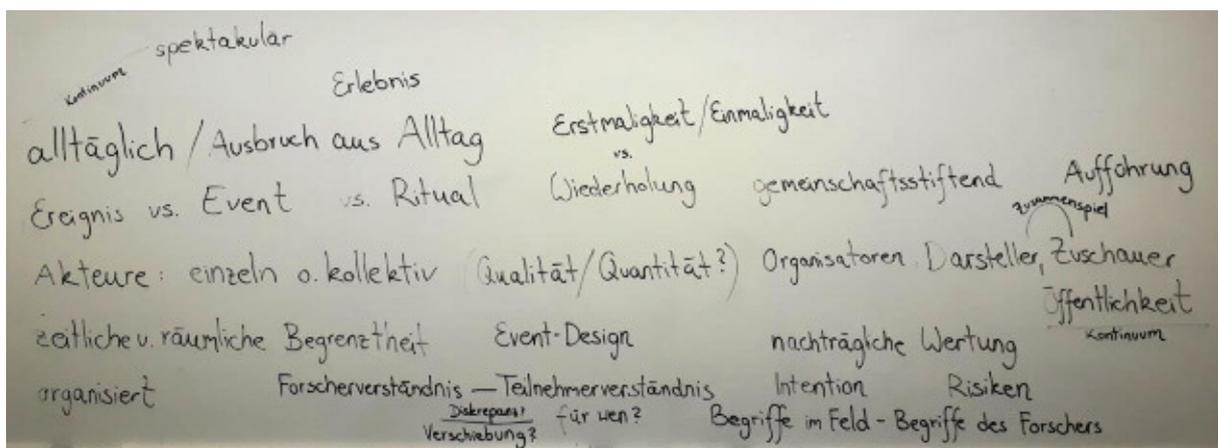


Bild 1: Wodurch unterscheiden sich Events von „Nicht-Events“? Sammlung von Kriterien, die in einer Diskussion über Merkmale von Events fielen. © C. Hohl, 2018.

Leibliche Kopräsenz (continued)

Chance

Durch Audioaufnahmen
nachträglich Inhalte analysieren
↳ Produktion von Bildern
erforschen

Fotos: Detail Aufbau

und andere Details festhalten,
die ggf. erst später wichtig werden

Einblicke durch Teilnahme
an Organis. + spez. Aufgaben
körperliche Erfahrung

Leibliche Erfahrung:
Kleidung, Hunger, Kite,
Richtung

aktive Mitgestaltung an

Orga → privilegierte Perspektive

Grenzen

Audioaufnahmen: Stimmen zu
selektierte Qualität haben, erfordert
genaue Dokumentation, sonst nicht
retr. nachvollziehbar

Gleichzeitigkeit in versch.
Ergebnisse, auch Medien ergebnisse

Gleichzeitig Beobachten, Texten
und Schreiben solution

Übersetzung problematik

↔ Zurechnung zu einer
Akteursgruppe / Macht-
elite

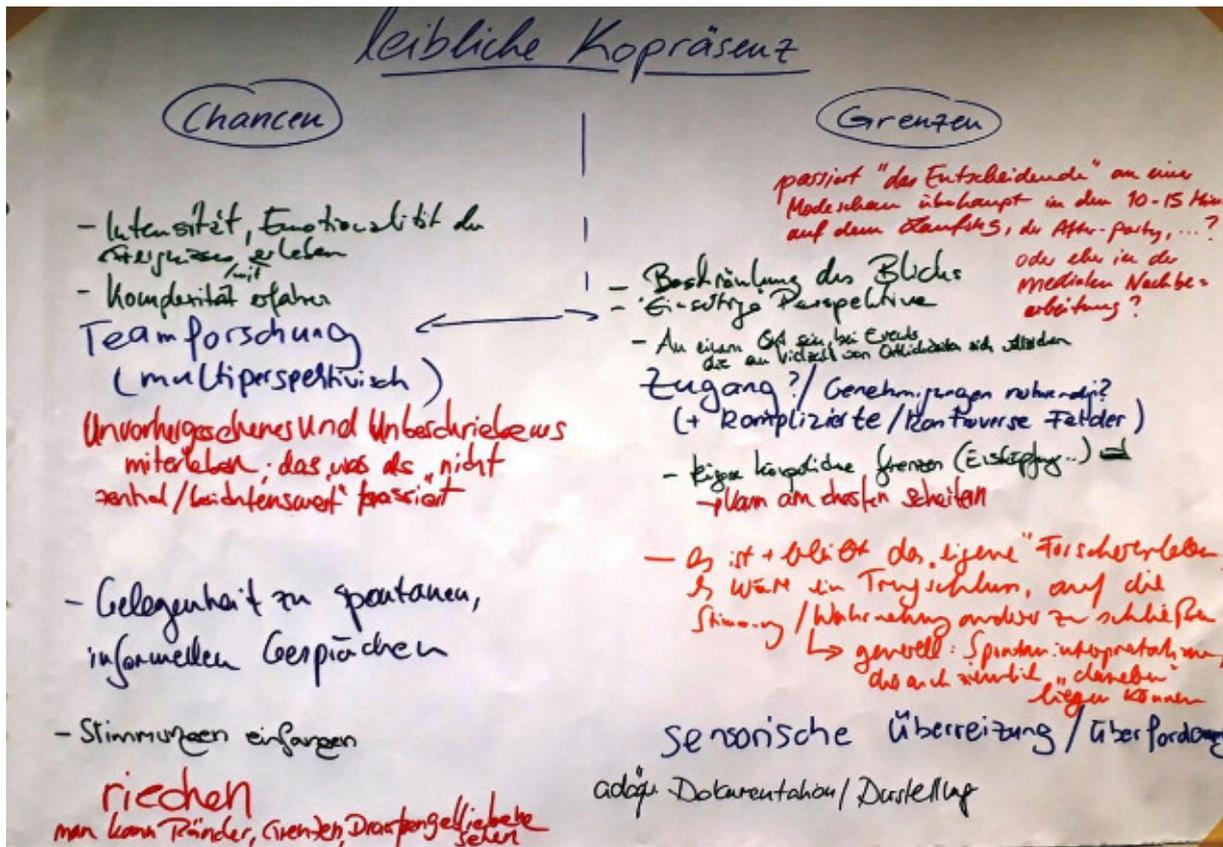


Bild 2, 3: Welche Möglichkeiten und Grenzen bietet die leibhafte Kopräsenz der Forscherin? Sammlung von Vor- und Nachteilen leibhafter Kopräsenz, die während des sogenannten Plakatwanderns entstanden, bei dem die Teilnehmerinnen Nutzen und Schwierigkeiten verschiedener Forschungsmethoden diskutierten. © C. Lentz, 2018.

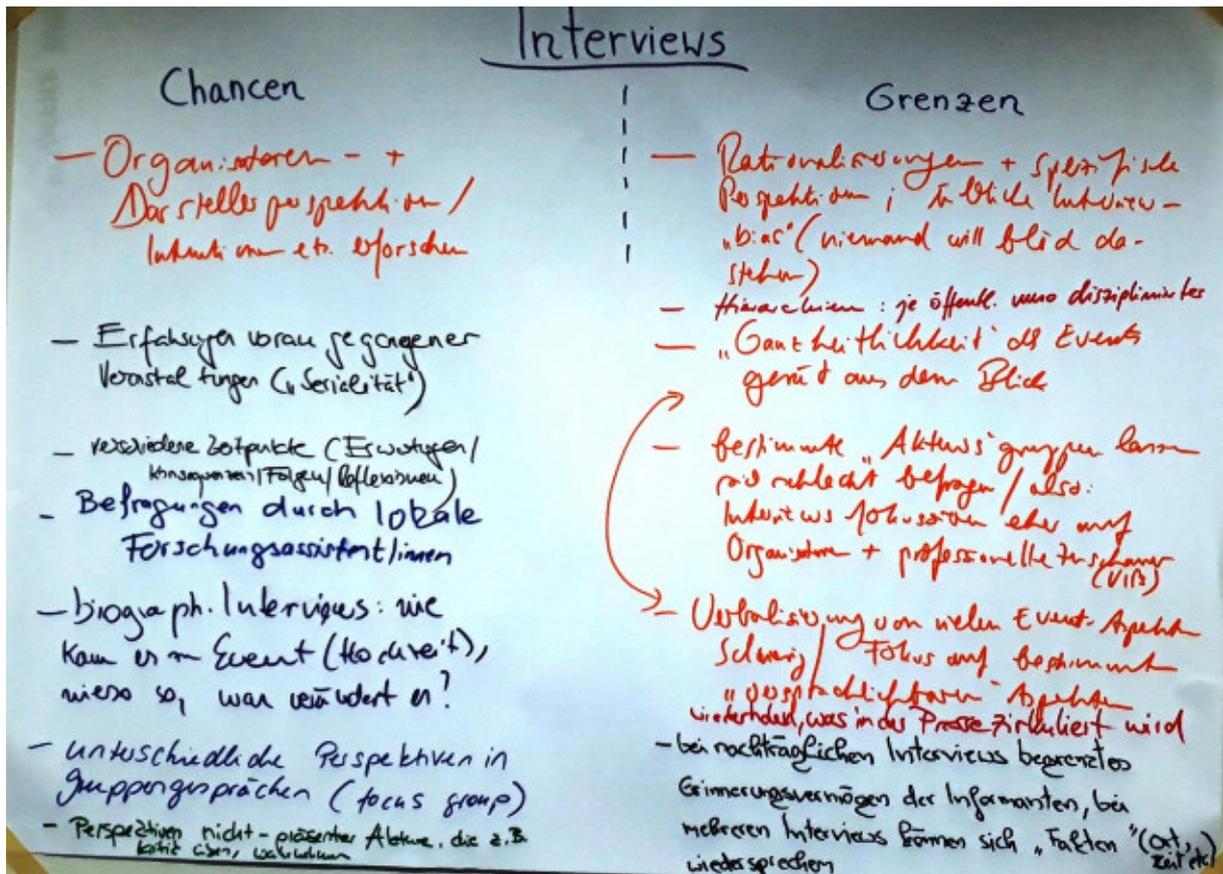


Bild 4: Was kann die Forscherin durch Interviews erfahren, was nicht? © C. Lentz, 2018.

audiovisuelles Material

Chancen

(Phon) — „Laien“ / „Professionelle“

- Perspektiven der Produzenten des Materials als Kontrast zur eigenen
- „Offizielle“ bzw. gruppenbezogene Sichtweisen
- Doppelte Funktion für Forscher: = alt Quelle / eigene Legitimation
- "Quadrat" von Event durch Videos/Fotos verschiedener Joke / Dichtungen

zeigt, was anderen TV wichtig war

- ZUSchnitt / Darstellung bestimmter (ausgehandelter) Perspektiven (Auftraggeber, Produzenten)
- Ästhetische Formen - globale Einflüsse, körperliche + sinnliche Erfahrung
- Ausgangspunkt f. Gespräche
- Nicht-sprachliche Aspekte berücksichtigen
- Kontrast zur eigenen Aufwelle → Komplexität

Grenzen

↳ Dissidek Perspektiven flka evtl. des

Kompetenzen für die Analyse von Bildmaterial + Zeit f. die Analyse

- Wie im Schreiben mit diesen Materialien umgehen

Kann ausgestellt werden

- 5-6 stündige Live-Mitschnitte im Fernsehen, wie will sich der Scheiss nochmal so gründlich anschauen? Material fülle! Beobachtung-problematik / Auswahl fehlend...

Textmaterialien

(i.B. Zeitungsartikel)

① Dokumente zur Ereigniswelt (interview)

② Programmtexte usw.

Chancen

③ Dokumentarfilm / Kommentare

- Einblicke in offizielle oder verbale Diskurse und Deutungen
- oder auch: Kontraste dazu (Abolition 871)
- auch Kolonne + Kommentare, jede Menge Meinungen in Zeitungen...
- auch noch lange nach dem Event verfügbar — für historische Forschung oft die einzige Quelle!

„Celebrity“ Hochzeiten stellen Ideal dar, Aspiration

Bericht/Texte (mit Fokus) produzieren lassen

- Bei Künstler-Interviews: Vergleichswinkelhaft zu eigenen Lebensweis

Grenzen

- Auswahl/Begrenzung des Dargestellten & Perspektiven
- Notwendigkeit der Quelle hinterfragen?
- Unklar, oft viel zu viel (inber. Zeitungen) + Unklar, wie "repräsentativ"
- Frage der Gewichtung / bias
- Zugang zu offiziellen Archiven

Serialität der Berichterstattung

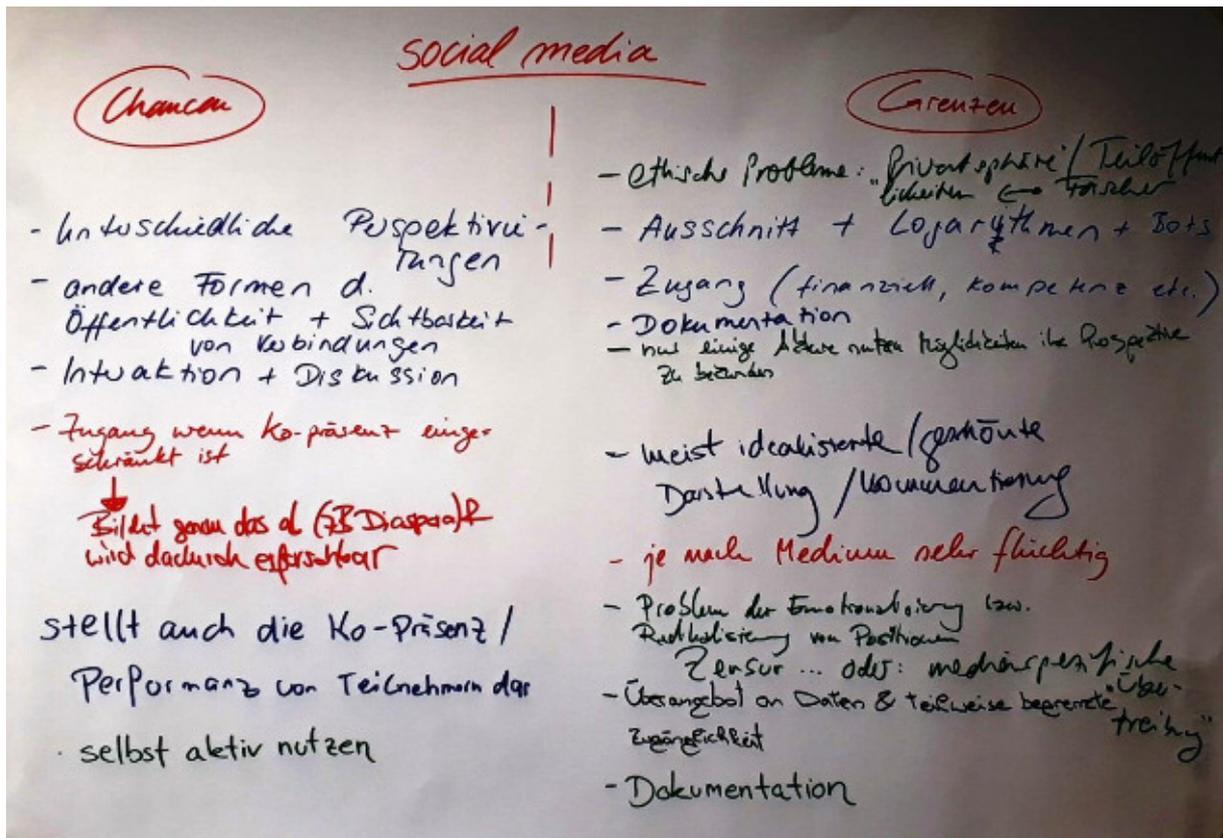


Bild 5, 6, 7: Inwiefern sind durch Dritte produzierte Materialien wie audiovisuelles Material (z.B. Live-Übertragungen), Textmaterialien (z.B. Programmhefte oder Zeitungsartikel) oder Beiträge in sozialen Medien nützlich für die Forscherin? © C. Lentz, 2018.

Bei den Beiträgen dieses Arbeitspapiers, die sich grob den verschiedenen Blöcken des Workshops zuordnen lassen, handelt es sich um Kurzesays einiger Workshop-Teilnehmerinnen. Manche Teilnehmer brachten Gedanken zu Papier, die sich ihnen in den Diskussionsrunden auftaten und die sie im Anschluss an den Workshop schriftlich ausformulierten. Andere Teilnehmer waren durch die Diskussionen im Workshop dazu angeregt, ihre vorab eingereichten Skizzen auszuarbeiten und reichten uns diese ein. Grundsätzlich spiegeln die Beiträge also den Workshop-Charakter unseres gemeinsamen Austauschs wider, was uns ein Anliegen war.

Der erste Beitrag ist von Carola Lentz und beschreibt die Ursprünge ihres größeren, kollektiven Forschungsprojekts zu Nationalfeiern in Afrika, das gewissermaßen die Eventforschung am IFEAS etablierte, und diskutiert die Begriffe „Ereignis“ und „Event“ nach dem Verständnis der Geschichtswissenschaften, Philosophie und Ethnologie. Dabei plädiert Carola Lentz für ein nicht-emphatisches Verständnis und eine empirische Konzeptualisierung des Ereignis-Begriffs und betont, dass Teilnehmer- und Forscherverständnisse durchaus divergieren können. Der zweite Teil des Beitrags fächert die Komplexität von Ereignissen und den Herausforderungen, die sie der Forscherin bereiten, anhand von vier Aspekten auf: den vielfältigen zeitlichen und räumlichen Dimensionen von Ereignissen, die Multiperspektivität der multiplen beteiligten Akteure und schließlich die Multiplizität der Medien, in denen die Ereignisse produziert und prozessiert werden.

Es folgt ein Beitrag von Hanna Voss, Doktorandin der Theaterwissenschaft an der JGU Mainz und ebenfalls Mitglied der DFG Forschungsgruppe 1939 „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“, der die Bedeutung von „Ereignis“ und „Werk“ in den Theaterwissenschaften diskutiert und Position bezieht für die Eventforschung als Erweiterung zur klassischen theaterwissenschaftlichen Aufführungsanalyse. Hanna Voss veranschaulicht dies am Beispiel ihrer Forschung zu Faktoren, die die Relevanz oder Irrelevanz von Ethnizität bzw. „Rasse“ in Bezug auf professionelle Schauspielerinnen im deutschen Sprechtheater beeinflussen. Um Fragen nach der Bedeutung von Ethnizität bzw. „Rasse“ von Schauspieler auf den Grund zu gehen, reicht der Blick auf die Aufführung nicht aus; es gilt vielmehr, auch Ereignisse fernab des Bühnenerignisses wie etwa Vorsprechen, Vermittlung und Besetzung von Schauspielerinnen in den Blick zu nehmen.

Godwin Kornes, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Ifeas, der zur Erinnerungskultur in Namibia forscht, fragt in seinem Beitrag nach dem Verhältnis von Ereignis und Sequenz. Regelmäßig stattfindenden Events, wie jährliche Gedenk- oder Nationalfeiertage, werden sowohl von Feldteilnehmerinnen wie Forschern vergleichend beurteilt. Godwin Kornes regt hier zu zweierlei Reflexion an: Einerseits gelte es zu fragen, nach welchen Kriterien und Regeln Feldteilnehmer, aber auch Forscherinnen Einzelereignisse zu Ereignissequenzen verknüpfen. Andererseits gelte es zu beachten, wie in der wissenschaftlichen Beschreibung aus Ereignissequenzen Idealtypen eines Events herausgearbeitet werden.

Der Beitrag von Mareike Späth, Mitarbeiterin am Museum am Rothenbaum. Kulturen und Künste der Welt (MARKK) in Hamburg, diskutiert die zeitliche und räumliche Erkundung von Events durch Schlendern und Spazieren. Auf Basis ihrer Promotionsforschung zum fünfzigjährigen Unabhängigkeitsjubiläum in Madagaskar analysiert Mareike Späth, wie Ereignisse im öffentlichen Raum sichtbar werden und die Alltagswelt der Bewohner durchkreuzen und diese zu einer Umgestaltung ihrer täglichen Wege und Bewegungen im öffentlichen Raum zwingen. Für die Forscherin, so plädiert Mareike Späth, ist Schlendern und Spazieren durch den sich wandelnden öffentlichen Alltags- bzw. Ereignisraum eine geeignete Methode zur Erforschung des Events. Das systematische ebenso wie das ziellose Spazieren durch den öffentlichen Raum, der sich von der Alltags- in eine Ereigniswelt und wieder zurück verwandelt, ermöglicht der Forscherin, die räumlichen und zeitlichen Grenzen des Ereignisses aufzuspüren.

Der Beitrag von Simone Pfeifer, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Nachwuchsforschergruppe „Dschihadismus im Internet. Die Gestaltung von Bildern und Videos, ihre Aneignung und Verbreitung“ am Ifeas, untersucht die mediale Herstellung von Ereignissen am Beispiel transnationaler Hochzeiten zwischen Deutschland und Senegal. Anhand eines Fotoessays veranschaulicht sie, wie durch die Medialisierung der Feierlichkeiten etwa mittels Fotos auf Facebook, Instagram oder in Hochzeitsalben transnationale Beziehungen hergestellt und abwesende Familienmitglieder und Freundinnen in die Feierlichkeiten eingebunden werden. Die mediale Vermittlung wirkt sich auch auf Formen des Erinnerns sowie unmittelbar auf die Feierlichkeiten selbst aus, wenn etwa bestimmte Momente eigens für die mediale Vermittlung inszeniert werden. Die unterschiedlichen Medialisierungen von Hochzeiten beziehen also nicht nur transnationale

Orte während des Ereignisses ein, sondern erweitern das Ereignis auch in zeitlicher Perspektive und hinsichtlich seines Teilnehmerkreises.

Hauke Dorsch ist ebenfalls wissenschaftlicher Mitarbeiter am IFEAS und leitet das Archiv für die Musik Afrikas (AMA). Er blickt in seinem Beitrag auf drei Forschungen zurück, die er jeweils in und über Events durchführte. Anhand seiner Forschungen bei Konzerten, während der Interkulturellen Woche Bayreuth und über Afrika-Festivals in Deutschland verdeutlicht Hauke Dorsch wie Events als Bühne für die Performanz sozialer Zugehörigkeiten dienen und wie Teamforschungen multiple und überraschende Perspektiven zutage fördern können.

Die Kurzesays, die wir in diesem Arbeitspapier zusammengestellt haben, greifen nur einzelne Ausschnitte aus dem Workshop auf und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Zusammengenommen behandeln sie jedoch eine breite Palette von Aspekten, die – so hoffen wir – Eventforscherinnen zum weiteren Nachdenken und Diskutieren anregen.

Ereignis/Event/Veranstaltung.
Theoretische und methodische Herausforderungen für die Forschung¹

Carola Lentz

Wie alles begann... Im November 2006 reiste ich nach Ghana, um meine Feldforschung zu Mittelklasse-Männern im Norden des Landes fortzusetzen, und führte dann von Januar 2007 an in der Hauptstadt Accra Interviews mit gebildeten Migranten durch. Ohne dass dies eigentlich mein Thema gewesen wäre, konnte ich nicht umhin wahrzunehmen, dass in den Zeitungen und im Fernsehen immer häufiger über die bevorstehenden Feiern zu Ghana@50, dem fünfzigjährigen Jubiläum der ghanaischen Unabhängigkeit, berichtet und debattiert wurde. In Gesprächen mit meinem Doktoranden Jan Budniok, der sich für seine Interviews mit ghanaischen Richtern ebenfalls gerade in Accra aufhielt, entwickelte sich dann die Idee, dass wir dieses Ereignis, diese Feier doch irgendwie beobachten sollten. Ich forschte damals schon seit zwanzig Jahren in Ghana, aber das Unabhängigkeitsjubiläum schien uns eine einmalige Gelegenheit zu bieten, auf andere Weise als bisher etwas über das Land zu erfahren. Die Feier, so unser Eindruck, war ein intensiver Moment, in dem sich Debatten über ghanaische Geschichte und Parteipolitik verdichteten und der neue Einblicke in das Verhältnis von Staat, Nation und Ethnizität ermöglichte.

Aber wie forschen? Uns war klar, dass ein multiperspektivischer Zugang notwendig wäre und wir zu zweit unmöglich ein breites Spektrum der vielfältigen Aspekte der Feier am 6. März erfassen könnten. Weil die Feier stark politisiert war, entschieden wir uns für ein parteipolitisch-konditioniertes „follow the actor“-Verfahren; Jan sollte einem Anhänger der Regierungspartei den Tag über folgen, ich dem Fraktionsvorsitzenden der Oppositionspartei. Am Ende ging unser Vorhaben trotz sorgfältiger Vorbereitung mit unseren Forschungspartnern nicht ganz auf. Jan Budniok erlebte einen Tag weit ab vom Independence Square, mit Abstechern zu einigen Nebenschauplätzen der Feier wie etwa dem Messegelände sowie zu diversen Kneipen, wo Ghana@50 vor dem Fernseher bei viel Bier und lockeren Gesprächen gefeiert wurde. Ich musste angesichts turbulenter Entwicklungen auf dem Paradeplatz entscheiden, ob ich dem an den Toren der Ehrentribüne abgewiesenen Politiker in sein Büro zurück folgen würde oder rasch von meiner Presseakkreditierung Gebrauch machen und auf dem Platz bleiben sollte—was ich dann vorzog. Ich konnte mich unter die auf einer Seitentribüne platzierten Oppositionspolitiker mischen und ihre Reaktionen auf das Programm beobachten. Darüber hinaus haben Jan und ich vor und nach dem großen Tag Zeitungsberichte gesammelt und waren auf einer ganzen Reihe von weiteren Veranstaltungen. Schon damals stellte sich uns die Frage, was alles zum Jubiläum dazugehört und wie das Ereignis Ghana@50 zeitlich und räumlich einzugrenzen und methodisch zu erfassen wäre.²

Immerhin entwickelte sich aus dieser kleinen ersten Forschung, in die ich mehr oder minder hineingestolpert war, eine größere Verbundforschung. Ich konnte eine kleine

¹ Eine erste Fassung des zweiten Abschnitts dieses Texts („Methodische Herausforderungen“) wurde von Marie-Christin Gabriel und Konstanze N’Guessan (und mir) auf der Basis gemeinsamer Diskussionen ausgearbeitet; vgl. dazu auch Fußnote 4.

² Für eine detailliertere Schilderung unserer Beobachtungen im März 2007 und Ergebnisse dieser ersten Forschung zu Ghana@50 vgl. Budniok & Lentz 2007 sowie Lentz 2013.

Doktorandengruppe an der Mainzer Universität aufbauen, und im Jahr 2010 (und folgenden Jahren) haben dann sechs Doktoranden und zehn Magistrandinnen, die damit ihre Lehrforschungen absolvierten, in insgesamt zwölf afrikanischen Ländern vergleichend zu den Unabhängigkeitsjubiläen geforscht. Seit 2013, seit Einrichtung der DFG-Forschungsgruppe „Un/doing differences. Praktiken der Humandifferenzierung“, arbeiten wir zu Dritt—Marie-Christin Gabriel, Konstanze N’Guessan und ich—in einem Forschungsprojekt in drei Ländern zu den regulären jährlichen Unabhängigkeitsfeiern, wobei wir auch in dieser Forschung noch neun BA- und MA-Studierende einbinden konnten, die bei den Feiern zum sechzigjährigen Unabhängigkeitsjubiläum in Ghana und bei einem „regulären“ Nationalfeiertag in Côte d’Ivoire auf Distrikt- und Provinzebene geforscht haben. Für all diese Forschungen hatten wir ein sogenanntes Minimalprogramm aufgestellt, einen Fragenkatalog, eng auf das große Festereignis bezogen, den alle zusätzlich zu ihren unterschiedlichen eigenen Forschungsschwerpunkten abarbeiten sollten, um den Vergleich der verschiedenen nationalen Feiern zu ermöglichen. Mit diesem Fragenkatalog hatten wir implizit eine zeitliche und räumliche Eingrenzung der zu untersuchenden Veranstaltung vorgenommen. Bei unserer rezenten Forschung zu den regulären Feiertagen beschäftigten wir uns aber auch ausführlich mit den Aktivitäten um das Kernereignis herum, mit der Organisation, den Proben und der Auswertung der Feierlichkeiten am Unabhängigkeitstag.³ Und wir haben über die methodischen und theoretischen Herausforderungen von Ereignisforschung intensiver nachgedacht. Der Workshop im September 2018, für den ich diesen Überblicksartikel geschrieben habe, war ein Resultat dieses Nachdenkens.

Vorab lässt sich schon eine Überlegung herausstellen: Das spezifische Forschungsfeld „Ereignis“, „Event“ oder „Veranstaltung“—zu den Begrifflichkeiten weiter unten mehr—ist in besonderer Weise durch das Spannungsverhältnis zwischen Naturalismus und Konstruktivismus geprägt, das Georg Breidenstein und andere (2013: 10-11) für alle Felder ethnografischer Forschung konstatieren. Es wird zum einen vom Forscher vorgefunden und ist räumlich und zeitlich definiert durch den Ausschnitt der Realität, den die erforschten Akteure selbst als Ereignis definieren, wobei dieser Zuschnitt keineswegs für alle am Ereignis beteiligten unterschiedlichen Akteursgruppen gleich sein muss. Es wird zum anderen durch die Forscherin konstruiert, in Abhängigkeit von den Fragen, die sie mit der Ereignisforschung fokussieren will.

Im Folgenden möchte ich zunächst kurz verschiedene theoretische Zugänge zum Phänomen Ereignis und einige Ansätze ethnologischer Ereignisforschung skizzieren. Im zweiten Teil werde ich dann die methodischen Herausforderungen der Ereignisforschung überblicksartig

3 Nähere Informationen zur Doktorandengruppe „Nationalfeiern und Erinnerungspolitik in Afrika“ (2009-13) finden sich hier: <http://www.ifeas.uni-mainz.de/268.php>; zu den nachfolgenden Forschungsprojekten „Ethnische und nationale Differenzierung in afrikanischen Nationalfeiern“ (2013-16) sowie „Die Aufführung der Nation und der Umgang mit subnationalen Differenzen“ (2016-19) vgl. <http://www.ifeas.uni-mainz.de/1131.php> und <http://www.ifeas.uni-mainz.de/2374.php>. Eine ausführliche Literaturliste mit aus allen drei Projekten entstandenen Publikationen findet sich hier: http://www.ifeas.uni-mainz.de/Dateien/Veroeffentlichungen_alle_852018.pdf. Außerdem haben wir aus den Forschungsmaterialien aller an den drei Projekten Beteiligten ein umfangreiches Online-Archiv „Afrikanische Unabhängigkeitsfeiern“ mit über 20.000 Fotos und zahlreichen Zeitungsartikeln sowie weiteren Dokumenten aufgebaut, das hier <http://www.ifeas.uni-mainz.de/315.php> recherchiert werden kann.

aufzählen, mit denen wir uns in unserer Forschung konfrontiert sehen und die in den Diskussionsrunden im Workshop näher beleuchtet wurden.

1. Theoretische Herausforderungen. Geschichtswissenschaftliche, philosophische und ethnologische Zugänge zu Ereignis und Event

Die Anwendung des Begriffs Ereignis auf die Veranstaltungen, die wir in unserer Forschung und dann im Workshop näher beleuchtet haben, ist nicht unproblematisch. Nationalfeiern etwa lassen sich auch als Event fassen, wenn man das Geplant-Sein, Organisiert-Sein stärker betonen will (Eventmanagement); ähnliches gilt für Modenschauen, Hochzeiten und andere Veranstaltungen, die die Workshop-Teilnehmer erforscht haben. Wir hatten den Workshop darum auch unter den Titel Eventforschung und nicht Ereignisforschung gestellt. Trotzdem ist es für ein besseres Verständnis der Charakteristika der von uns erforschten Phänomene durchaus fruchtbar, zunächst einen Blick auf verschiedene Auffassungen von „Ereignis“ zu werfen.

Im Deutschen schwingt bei Ereignis die Bedeutung von Vorkommnis oder Geschehnis mit, des Sich Ereignenden, des Unvorhersehbaren. Im Englischen dagegen kann „event“ beides bezeichnen, die geplante, eventuell auch repetitive Veranstaltung und das unerwartete einmalige Geschehnis. Auch im Französischen kann „événement“ sowohl für Geschehnis wie Veranstaltung stehen. Eine einfache Definition, was eigentlich ein Ereignis ist, fällt nicht leicht. Die verschiedenen Alltagsverständnisse und disziplinären Definitionen stimmen aber vielleicht darin überein, dass es sich um ein nicht-alltägliches, räumlich und zeitlich begrenztes bzw. abgrenzbares Vorkommnis handelt, in der Regel mit einer angebbaren Menge von Teilnehmern, und dass diese Akteure oder auch Außenstehende (und der forschende Beobachter) das Vorkommnis als relevantes „Ereignis“ definieren. Nicht an jedem Ereignis sind allerdings handelnde Akteure beteiligt, wenn man etwa an einen Waldbrand denkt. Und nicht jedes Vorkommnis ist *sui generis* ein Ereignis, kann aber – auch retrospektiv – zu einem Ereignis erklärt werden. Entscheidend also: Ereignisse bedürfen der Rahmung und Markierung durch die Handelnden und/oder Betrachter.

In der Geschichtswissenschaft wird Ereignis in der Regel als Gegenbegriff zu Struktur verstanden. War die Historiographie lange Zeit relativ unproblematisch als Ereignis-Geschichte konzipiert, so setzten sich in den letzten Jahrzehnten Ansätze der Struktur-, Sozial- und Alltags-Geschichte stärker durch, die nach langwelligen Entwicklungen und dauerhafteren Beziehungsfaktoren fragen. Vor diesem Hintergrund wurden und werden heutzutage Ereignisse auf neue Weise theoretisiert. Der Ansatz von William Sewell (1996) zum Beispiel ist einem Giddensschen Konzept von Struktur verpflichtet und fasst soziales Handeln als sowohl strukturabhängig als auch strukturproduzierend auf. Ereignisse sind für Sewell Momente beschleunigten sozialen Wandels; sie sind „sequences of occurrences that result in transformations of structures“ (1996: 843).

Ähnlich wird in der poststrukturalistischen Philosophie angesetzt. Alain Badiou (2005) etwa fasst das Ereignis als Bruch der Ordnung. Das Ereignis macht zum einen die Ordnung sichtbar, zum anderen transzendiert und verändert es sie aber auch. Das archetypische

Ereignis für ihn ist die Französische Revolution (über die übrigens auch Sewell schreibt). Badiou kommt aus der französischen Studentenbewegung der 1960er Jahren und entwickelt auf der Suche nach politischen Alternativen einen emphatischen Ereignisbegriff. Ähnlich geht es auch bei Gilles Deleuze (1992) um „Virtualität“, um Möglichkeiten und einen anti-hegelianischen Fokus auf Unberechenbarkeit und Unvorhersehbarkeit.

In der Ethnologie wird Ereignis eher mit öffentlichen Ritualen und Zeremonien eng geführt, und dabei geht es offensichtlich weniger um Unvorhersehbares und Strukturveränderndes. Aber ein zweiter Theoriestrang denkt Ereignis mit „Situation“ zusammen und liegt näher am erwähnten Verständnis von Ereignis als unerwartetem „Vorkommnis“. Einen guten Überblick über unterschiedliche Konzeptualisierungen von Ereignis im Umkreis der Ethnologie bietet der von Bruce Kapferer (2015) herausgegebene Band *In the Event: An Anthropology of Generic Moments*. Kapferer selbst schließt sich letztlich dem von Deleuze vorgeschlagenen emphatischem Verständnis von „event“ an und betont dessen transformatives Potential—das Ereignis als „creative crucible of new, hitherto unrealized potential“ (2015: 16).

Eine vom (Struktur-)Funktionalismus durkheimischer Prägung propagierte Sichtweise sieht Ereignisse als die vorhandene Sozialstruktur und den Wertekanon bestätigende, repräsentierende und stabilisierende Momente. In den Ethnographien dient die Beschreibung von Ereignissen, die auch einmalige Vorkommnisse sein können, dann der Illustration von allgemeinen Strukturprinzipien und Organisationsformen der Gesellschaft. Die Manchester-Schule sah dagegen Ereignisse—bei Gluckman (z.B. 1940) identisch mit „social situations“—als möglicherweise atypische, nicht den Normen entsprechende Vorkommnisse an, die zum einen eine Diagnose der die Sozialstruktur prägenden Widersprüche und Spannungen erlauben (hier spielt ein Restbestand an strukturfunktionalistischer Konzeption der Gesellschaft hinein). Zum anderen waren Ereignisse für die Manchester-Schule aber auch Momente mit produktiver und transformativer Kraft, d.h. Vorkommnisse, die neue soziale Beziehungen (und Werte) herstellen können. Der Fokus lag auf Konflikt und Wandel, nicht Reproduktion von Struktur.

Victor Turner gehörte ursprünglich zur Manchester-Schule und hat mit dem Konzept des „social drama“ das Ereigniskonzept weiterentwickelt, indem er nicht nur auf ein einmaliges Vorkommnis, sondern eine verkettete Serie von Szenen fokussierte, die er als die verschiedenen Stadien des sozialen Dramas interpretierte. Zunächst betonte Turner noch stark die Reproduktion der sozialen Ordnung, und die letzte Phase des Dramas war die Wiedereingliederung der Konflikt-Akteure (oder ihre Trennung und Ansiedlung an einem anderen Ort, um dort eine neue Gemeinschaft, aber durchaus nach den alten Regeln zu gründen). Dagegen fokussierten Turners spätere Arbeiten eher das transformative und kreative Potential von Ereignissen—die liminale Phase. In Weiterführung von Turner verweisen Performance-Ansätze wie etwa die Arbeiten von Conquergood (1991) und Schechner (2002) nicht nur auf die produktive Kraft öffentlicher Ereignisse, sondern auch die Risiken von Aufführungen. Schon Milton Singer (1955) hatte vorgeschlagen, „cultural patterns“ nicht durch Befragungen oder Textstudium zu erforschen, sondern durch die Beobachtung von „cultural performances“—Ritualen, Zeremonien und informellen Ereignissen. Singer konzedierte, dass man bei diesem Verfahren auch sozialen und

kulturellen Wandel feststellen könnte, aber sein Fokus lag nicht auf der transformativen Kraft, die spätere Theoretiker dann betonen.

Mit ihren Anleihen bei der Theaterwissenschaft und der Verwendung der Terminologie von Aufführung statt Ereignis fokussieren Performance-Ansätze auf Verkörperung und die für jede Aufführung notwendige Ko-Präsenz von Akteuren und Zuschauern—gewissermaßen die Ko-Produktion von öffentlichen Ritualen und Zeremonien. Gegenbegriff zur Aufführung ist für die Theaterwissenschaftler eher das Werk als die Struktur. Die Betonung liegt hier darauf, dass zwar eine Art kultureller Grammatik wie ein historischer Tiefenraum aufscheint, aber die Aufführung immer etwas Besonderes ist, ein „Surplus“ produziert (*ex negativo* im Moment des Scheiterns)—etwa im Sinn von Hans Ulrich Gumbrecht (2003), der die „production of presence“ gegen Bedeutung und Interpretation ausspielt.

Ein interessanter Ansatz zur Ereignisforschung sei noch erwähnt, nämlich die Arbeiten des kanadischen Ethnologen Don Handelman, die in gewisser Weise beide Aspekte—die reproduktive und die transformative Funktion von öffentlichen Ereignissen—zusammenbringt. Handelman hat in den 1960er Jahren an einem Forschungsprojekt von Max Gluckman mitgearbeitet, sich dann aber auch von Victor Turners Ritualtheorie und Performance-Ansätzen anregen lassen. In seinem Werk *Models and Mirrors: Towards an Anthropology of Public Events* (1990) geht Handelman zunächst von einem eher funktionalistischen Verständnis von öffentlichen Ereignissen aus, von der Wiederholbarkeit („replicability“), Intentionalität und Bedeutung („symbolic of something outside itself“) von Ritualen und Zeremonien, die bei diesen Ereignissen im Zentrum stehen (1990: 12-13). Mit der Formel „models and mirrors“ meint er, dass öffentliche Ereignisse den Teilnehmern und Zuschauern die entscheidenden Werte und Beziehungen einer Gesellschaft vor Augen führen, zugleich aber auch produzieren. Die Ereignisse sind insofern nicht nur Spiegel oder Illustration, sondern auch Modelle, die Alltagshandeln und -denken (neu) formen wollen. Handelman geht es bei der Analyse der Ereignisse allerdings mehr um ihr „design“ (die Inszenierung) als um die tatsächliche kontingente Aufführung, und insofern unterscheidet er sich von Performance-Ansätzen (1990: 15-16). In seinem Buch *Nationalism in the Israeli State: Bureaucratic Logic in Public Events* (2004) geht Handelman—und das ist für unsere Forschung über Nationalfeiern anregend—vor allem auf die Frage der Routinisierung, Institutionalisierung und bürokratischen Planungslogik hinter öffentlichen Aufführungen ein.

Ein kurzes Zwischenfazit: Für unsere Forschungsprojekte zu öffentlichen Veranstaltungen—„public events“—scheint mir ein nicht-emphatischer, nicht-normativer Begriff des Ereignisses am besten geeignet. Wir sollten uns offen halten für ein empirisches Kontinuum von Möglichkeiten, das die (Re)Produktion und Festigung von sozialen Beziehungen und Machtverhältnissen, aber auch Transgression und Innovation mitdenkt. Zentral ist das Konzept der Aufführung und ihrer inhärenten Risiken des Scheiterns (gemessen an den Intentionen der Organisatoren); ebenso zentral ist, dass das Ereignis auch im Feld von Teilnehmern als solches wahrgenommen wird. Die zeitliche und räumliche Abgrenzung der Ereignisse durch verschiedene Teilnehmer- und Zuschauergruppen ist eine empirische Frage, die es zu erforschen, nicht vorab zu entscheiden gilt. Dabei muss aber die Definition des Ereignisses durch den Forscher keineswegs mit den Teilnehmerbegriffen identisch sein;

wie die Forscherin ihren Ausschnitt setzt, wird immer von ihrer Fragestellung und ihren theoretischen Interessen abhängen.

2. Methodische Herausforderungen. Zeitliche, räumliche und mediale Dimensionen der Ereignis/Eventforschung

Im folgenden Abschnitt möchte ich einige Überlegungen unseres Nationalfeier-Forschungsteams zu den methodischen Herausforderungen der Eventforschung skizzieren. Die zugrundeliegenden Gedanken gelten aber durchaus auch für vergleichbare Events wie Modenschauen, Konzerte, Sportwettkämpfe und vieles mehr. Dabei geht es um vier Aspekte: die zeitlichen und räumlichen Dimensionen der Ereignisse, die Problematik der Multiperspektivität durch die Multiplizität der beteiligten Akteure und schließlich die Multiplizität der Medien, in denen die Ereignisse produziert und prozessiert werden.⁴

2.1. Zeitliche Dimensionen

Öffentliche Ereignisse wie Nationalfeiern, Modenschauen, Theaterstücke oder Aktivisten-Konferenzen sind durch besondere Zeitdynamiken geprägt. Dabei lassen sich drei Aspekte unterscheiden: die Abfolge von Inszenierung, Aufführung und Kritik; die zeitliche Struktur des „eigentlichen“ Ereignisses; und die Serialität vieler Veranstaltungen.

(a) Phasenmodell und Abfolge von Inszenierung, Aufführung und Kritik

Wenn wir ein Ereignis als Aufführung begreifen, folgen Inszenierung, Aufführung und Kritik aufeinander. In der Phase der Vorbereitung/Inszenierung wird das Ereignis geplant und z.T. geprobt (etwa bei Paradeproben, beim Probelauf von Models usw.). Diese Phase des Ereignisses wird in der Regel nur ausschnittshaft der Öffentlichkeit präsentiert, etwa in Pressekonferenzen, die über den Stand der Vorbereitungen informieren. Dann folgt die Phase der Aufführung, also der Moment, in dem das Ereignis durch- und aufgeführt wird. Das Ereignis ist aber mit dem Fallen des Vorhangs, bildlich gesprochen, noch nicht vorbei. In einer Phase, die wir hier als Kritik betiteln, wirkt das Ereignis fort und wird nachbesprochen. Die Organisatoren etwa bilanzieren das Ereignis, Zeitungen berichten darüber, und Zuschauer diskutieren darüber in Onlineforen.

Bei den Nationalfeiern zum Beispiel gibt es zunächst eine Phase des steigenden Moments, die lange vor dem Tag X mit dem Startschuss der Vorbereitungen einsetzt. Frühestens würde dieser etwa mit der Eröffnung von Baustellen markiert—in Burkina Faso beginnen ein oder

⁴ Die folgenden Überlegungen zu den methodischen Herausforderungen der Ereignisforschung haben wir im DFG-Projekt „Die Aufführung der Nation und der Umgang mit subnationalen Differenzen“ für eine Plenarveranstaltung der Forschungsgruppe „Un/doing differences“ im Juli 2017 gemeinsam erarbeitet. Ich danke Marie-Christin Gabriel und Konstanze N’Goussan für die spannenden Diskussionen und die gemeinsame Ausarbeitung unserer Überlegungen sowie den Mitgliedern der Forschungsgruppe für ihre Kommentare und kritischen Fragen, die in meine Überarbeitung unseres Vortragstexts eingeflossen sind.

sogar zwei Jahre vor der Feier Infrastrukturprojekte, die bis zum Nationalfeiertag fertiggestellt sein sollen—oder mit der Ernennung des Organisationskomitees, das die Feier über mehrere Monate vorbereitet. Spätestens wäre der Startschuss der Feierlichkeiten durch den Beginn des Festtagsprogramms angezeigt, das die Bevölkerung in der Woche vor der „eigentlichen“ Veranstaltung auf die Feier einstimmt. Diese Momente steigender Erwartung sind sozusagen „Vor-Events des Big Event“; sie werden von den Medien verfolgt und können durchaus als Teil der Aufführung betrachtet werden. Es folgt der Höhepunkt am Tag X, der im Verhältnis zu den langen Vorbereitungen extrem kurz, aber dafür sehr dicht ist und viele Bedeutungen in sich bündelt. Anschließend gibt es eine Phase abfallender Spannung: Die Nationalfeiertagsstimmung flacht relativ schnell ab; es wird noch eine Weile in den Medien diskutiert, doch bald schon stehen andere Events bzw. die nächste bevorstehende Feier auf der Agenda.

Diese zeitliche Dynamik stellt den Forscher vor die Frage, wie er das Ereignis zeitlich eingrenzen will—wann beginnt und wann endet die Feier? Diese Fragen wird er vor dem Hintergrund seines Forschungsinteresses entscheiden müssen, aber auch erforschen, wie für welche Organisatoren- und Teilnehmergruppen das Event abgegrenzt ist. Darüber hinaus stellen sich aber auch praktische Herausforderungen bei der Zugänglichkeit von Gesprächspartnern. Oft sind Informanten im Vorhinein nicht für Gespräche zugänglich, weil das Ereignis entweder noch zu weit in der Zukunft liegt oder—bei zunehmender Nähe zum Tag X—sie mit der Organisation beschäftigt sind und keine Zeit haben oder befürchten, sie könnten Schwierigkeiten offenlegen, die dem von der Aufführung angestrebten Bild zuwider laufen. Im Anschluss an das Ereignis wiederum sind die Organisatoren froh, dass es vorbei ist und sie es (hoffentlich gut) über die Bühne gebracht haben; sie sind vielleicht erschöpft und müssen ihre eigentliche Berufsarbeit wiederaufnehmen und nacharbeiten, denn viele Ereignisse werden nicht von professionellen Eventmanagern organisiert, sondern von Personen, die einem anderen Beruf nachgehen.

(b) Zeitliche Struktur des Tages X

Der Tag X eines Ereignisses hat wiederum einen zeitlichen Ablauf, der von Momenten unterschiedlicher Intensität geprägt ist. Bei den Nationalfeiern etwa steigt die Spannung zunächst an, etwa mit der frühmorgendlichen Aufstellung der Paradetruppen (bzw. schon zuvor beim Anziehen der Festtagsuniform, dem Striegeln des Pferdes, dem Polieren des Säbels usw.) und dem zeitlich versetzten Ankommen der Autoritäten. Spätestens die Ankunft des Präsidenten markiert dann den Beginn des „eigentlichen“ Ereignisses, also der Aufführung im engen Sinn. Es folgen weitere zeitlich getaktete Sequenzen. Höhepunkt der Nationalfeier ist in unseren Untersuchungsländern die Parade. Dieser folgen einigen Szenen mit abfallender Spannung wie etwa die Abfahrt des Präsidenten, das anschließende Bankett, das abendliche Feuerwerk und Konzert, oder ein Zeremoniell zum Startschuss für die Feierlichkeiten des kommenden Jahres.

Die Forscherin muss sich dieser zeitlichen Struktur von Ereignissen unterordnen. Der Forscher ist ein Zuschauer, gemeinsam mit Hunderten oder Tausenden anderer, und muss sich den Bedingungen der Aufführung anpassen. Er kann die Akteure während der Aufführung meist nicht befragen. Auch hier stellt sich wieder die Frage, wann das Ereignis bzw. die Aufführung beginnt, was für unterschiedliche Akteure zu unterschiedlichen

Zeitpunkten (und womöglich z.T. fernab des späteren Aufführungsorts) der Fall sein dürfte. Für den Paradekommandanten womöglich markiert die Aufstellung und Inspektion der Truppen den Beginn; für den Zuschauer beginnt das Ereignis, wenn er sich einen Sitzplatz ergattert hat und das Treiben zu beobachten beginnt.

(c) Wiederholung und Serialität

Eine dritte zeitliche Dimension von öffentlichen Ereignissen ergibt sich durch ihre Wiederholung (vgl. dazu auch den Beitrag von Godwin Komes in diesem Working Paper). Dies gilt für solche Ereignisse, die man auch als Ritual bezeichnen könnte. Nationalfeiern etwa werden alljährlich aufs Neue aufgeführt. Sie haben eine zeitliche Dimension im Sinne einer Serie. Die vorangegangenen Feiern gehen in die Organisation der aktuellen Feier ein, und Zuschauer sehen eine Feier vor dem Hintergrund vorangegangener Feiern. Ein serielles Ereignis wie die Nationalfeier ist also nicht nur ein Ereignis in sich, sondern auch Prolog und Epilog kommender bzw. vergangener Episoden.

Diese Serialität stellt den Forscher erneut vor die Frage der Eingrenzung des Ereignisses. Er muss sich fragen, zu welchem Zeitpunkt innerhalb dieser Serialität er in das Geschehen „einsteigt“, und reflektieren, wie das seinen Zugang und sein Feldmaterial determiniert.

2.2. Räumliche Dimensionen

Ereignisse bedürfen eines Orts, an dem sie stattfinden. Die Wahl des Ortes und die Gestaltung des Raums schaffen sozusagen die Bühne des Ereignisses und gestalten dieses maßgeblich mit. Für das Nationalfeierprojekt haben wir dies auf der Makro-Ebene untersucht, hinsichtlich der Frage, welche Orte für die Ausrichtung des Ereignisses gewählt werden (N'Guessan, Lenz und Gabriel 2017), und auf der Mikro-Ebene gefragt, mittels welcher Medien und Requisiten die Bühne für das Ereignis zurechtgemacht wird (Gabriel, Lenz und N'Guessan 2016). Hier geht es um die konzeptuellen und methodischen Herausforderungen, die die Raumdimension dem Forscher stellen.

(a) Multilokalität

Die Nationalfeier findet in unseren Untersuchungsländern nicht an einem Ort, sondern an vielen Orten statt; sie ist ein multilokales Ereignis. Parallel zu der Zentralfeier, die durch die Anwesenheit des Präsidenten markiert ist, finden weitere Feiern auf der Ebene der Regionen oder sogar hinunter bis auf die Ebene der Distrikte statt. In Burkina Faso etwa werden am Nationalfeiertag 13 Feiern parallel gefeiert, in Ghana weit über 200. Diese landesweiten Replikationen der Feier werfen die Frage auf: Wie ist die Feier räumlich zu definieren? Die eine große Nationalfeier besteht gewissermaßen aus vielen, parallel stattfindenden Feiern. In Côte d'Ivoire spricht man deshalb auch von einer *fête éclatée*, einer zersplitterten Feier. Dabei können die dezentralen Feiern trotz meist angestrebter Replikation der Zentralfeier doch auch im Einzelnen andere Botschaften transportieren oder Bedeutungen beigemessen bekommen. Außerdem ist auch noch jedes einzelne Teil-Ereignis der Nationalfeier multilokal, etwa wenn die Teilnehmer der Parade hinterher feiern gehen oder die VIPs zum

Staatsbankett geladen sind oder die ganze Stadt zur Feiergemeinschaft wird (vgl. dazu auch den Beitrag von Späth in diesem Working Paper).

Das schwierige Unterfangen, das Ereignis zeitlich einzugrenzen, wird so räumlich potenziert. In praktischer Hinsicht bedeutet es: Die Forscherin kann nicht an mehreren Orten zugleich sein; sie muss aus der Vielzahl von Ereignissen eines auswählen, an dem sie teilnimmt. Forschung im Team kann den Blick erweitern, wie etwa im Rahmen der Lehrforschung zum sechzigsten Unabhängigkeitsjubiläum in Ghana, wo wir zu Dritt in der Hauptstadt beobachtet haben und sechs Studierende zusammen mit Afra Schmitz in verschiedenen Distrikten und einer Provinzhauptstadt postiert waren; die Studierenden haben sich dabei während der Veranstaltung per WhatsApp-Gruppe ständig ausgetauscht und die Synchronizität der Ereignisse überprüft. Andere Möglichkeiten, die Perspektive des einzelnen Forschers zu erweitern, umfassen kreative Projekte wie etwa die Verteilung von Kameras an eine Reihe von Feiernden und die spätere gemeinsame Besprechung der entstandenen Bilder. Aber dennoch: Ereignisse und insbesondere multilokale Ereignisse können niemals vollständig betrachtet werden, der Forscher sieht immer nur einen Ausschnitt.

(b) Reglementierte Bewegungsfreiheit

Dazu kommt, dass die inszenierten Raumstrukturen die Bewegungsfreiheit des Forschers in der Regel einschränken. Bei manchen Ereignissen mag die Bewegungsfreiheit schwächer reglementiert sein, bei anderen stärker, aber in jedem Fall finden sich solche Restriktionen, auch schon durch die Einteilung in Bühne und Zuschauerbereich. Nationalfeiern zum Beispiel sind meist durch eine hochgradig reglementierte und kontrollierte Bewegungsfreiheit geprägt, insbesondere bei der zentralen Feier in der Hauptstadt. Der Ort, an dem sie stattfinden, ist meist durch Absperrgitter und patrouillierende Militärs abgesperrt, und der Zugang wird kontrolliert. Zuschauer und Akteure werden von Sicherheitspersonal, Hostessen und Protokollbeauftragten räumlich in Schach gehalten, die darauf achten, dass alle ihre zugewiesenen Plätze einnehmen und dort bleiben.

Das betrifft auch die Ereignisforscherin, die nicht viele Möglichkeiten hat, sich das Ereignis aus verschiedenen Perspektiven anzuschauen. Ihr wird meist eine bestimmte räumliche Position zugewiesen, deren Implikationen es zu reflektieren gilt. Gespräche mit den agierenden Akteuren wie Paradekommandanten und Paradeteilnehmern, aber auch anderen Zuschauern, sind schon durch die räumliche Struktur ausgeschlossen oder zumindest stark eingeschränkt – und außerdem will man ja das Spektakel auch aufmerksam verfolgen. Will die Forscherin erfassen, wie Bedeutungen *in situ* hergestellt werden, bleiben ihr zumindest während der Aufführung im engeren Sinn wenig Alternativen zur Beobachtung.

2.3. Multiperspektivität

Ereignisse sind durch die Beteiligung einer Vielzahl von Akteuren geprägt. Es gibt Organisatoren, die das Ereignis planen und kreieren und sozusagen hinter der Bühne agieren. Dann gibt es Darsteller, die während der Durchführung oder Aufführung des

Ereignisses auf der Bühne stehen, wie etwa Paradedealnehmer oder Models. Und nicht zuletzt gibt es Zuschauer, die dem Ereignis beiwohnen. Dabei sind die Akteursrollen nicht zwingend festgelegt, sondern können sich zeitlich verschieben, koexistieren oder perspektivisch variieren. Zuschauer etwa übernehmen zu bestimmten Momenten eine aktive Rolle (z.B. durch Zuschauen, Klatschen, Nationalhymne-Singen). Die Autoritäten, die einem Ereignis beiwohnen, werden von anderen Zuschauern als Teil des Spektakels wahrgenommen. Ein Organisator kann wiederum in letzter Minute noch bestimmte Fragen klären, dann aber Platz nehmen und das Ereignis kritisch beobachten. An Ereignissen sind also multiple Akteure beteiligt, die multiple Rollen innehaben können.

Der Forscher muss sich darum fragen, wessen Perspektive er sich anschließt oder wie er verschiedene Perspektiven berücksichtigen kann. Interessiert er sich für das Ereignis aus Sicht der Organisatoren, der Darsteller, der Zuschauer? Wie kann er alle Perspektiven berücksichtigen? In der Annahme, dass Aufführungen durch eine Planung inszeniert werden, ihre Bedeutungen aber erst im Zusammenspiel von allen beteiligten Akteuren entfaltet, stellt sich dann auch die Frage: Geht bei der Betrachtung einer Perspektive nicht der Blick auf das Ganze verloren?

2.4. Multimedialität

Die Komplexität von Ereignissen wird schließlich noch durch ihre Multimedialität gesteigert. Die Aufführung von Ereignissen wird auf unterschiedlichen Ebenen und durch unterschiedliche Praktiken und Medien prozessiert und erfahrbar gemacht. Für Nationalfeiern etwa lassen sich folgende Medien und Wahrnehmungsebenen ausmachen.

(a) Wahrnehmungen vor Ort

Das Ereignis wird zunächst visuell vermittelt, so etwa durch die Wahl eines Austragungsorts und die Gestaltung der Bühne mittels einer speziellen Dekoration, die einen Raum zum Ereignis-Raum macht, etwa durch die Verwendung der Nationalfarben. Auch auf individueller Ebene spielt Visuelles eine Rolle, etwa bei der Wahl der Kleidung der teilnehmenden Akteure (Bsp. Aktivisten-T-Shirts, Uniformen oder ethnisch markierte Kleidung). Dann ist das Ereignis im engeren Sinn sichtbar, wie bei der Nationalfeier etwa die einzelnen Programmpunkte wie die Ankunft des Präsidenten, die *cultural performance*, die Parade.

Außerdem wird das Ereignis auf auditiven Kanälen hergestellt. Im Fall der Nationalfeiern gehören dazu etwa die Nationalhymne und die Marschmusik, die zentraler Bestandteil der Zeremonie sind. Zur auditiven Ebene würden wir hier auch die zahlreichen Diskurse zählen, die die Nationalfeier hörbar machen, also etwa Ansprachen, Konferenzen, Live-Kommentare (vor Ort Kommentatoren kommentieren z.B. die Ankunft der Gäste und die Delegationen, die in der Parade auftreten). Dazu kommt, dass sich Auditives und Visuelles widersprechen können: die Kommentare etwa können eine andere Bedeutung transportieren als die auf die Bühne gestellten bildlichen Eindrücke, oder sie können weitere Bedeutungen hinzufügen.

Schließlich wird die Teilnahme an einem Ereignis auch am eigenen Leib erfahren. Die visuellen und auditiven Medien wirken auf die Teilnehmer ein, das Ereignis wird spürbar, z.B. wenn bei einem Konzert der Bass der Musik im eigenen Körper dröhnt oder wenn Paradeteilnehmer marschieren.

(b) Mediale Vermittlung

Nicht zuletzt—und hier verlassen wir die Aufführung vor Ort—wird das Ereignis auch medial prozessiert, etwa durch Berichterstattungen in der Presse oder Fernsehdebatten. Solche Debatten entspannen sich z.T. lange im Vor- und Nachhinein des Ereignisses. Außerdem gibt es meist eine Liveübertragung im Fernsehen, und die Fernsehkommentare überlagern dabei den Live-Kommentar vor Ort, schaffen also eine Art Meta-Inszenierung und -Aufführung. Die mediale Vermittlung wiederum wirkt in der Regel auch auf das Ereignis selbst zurück: Bestimmte Abschnitte werden „für die Kamera“ gemacht, und wenn die Kamera nicht mehr läuft, scheint das Ereignis zu Ende zu sein. Das Projizieren von Videomitschnitten von Ereignissen—etwa von Hochzeiten oder anderen halb-öffentlichen Feiern—vor einem Publikum an anderen Orten und zu anderen Zeiten als denen, an denen das „Original“-Ereignis stattgefunden hat, kann selbst zu einem Ereignis eigener Art werden (vgl. dazu den Beitrag von Simone Pfeifer in diesem Working Paper).

Die vielfältigen Kanäle, mittels derer ein Ereignis vermittelt wird, bedeuten für den Forscher in der konkreten Forschungssituation zunächst, dass er von einer Vielzahl von Sinneseindrücken geradezu überwältigt werden kann. Dabei können die verschiedenen Ebenen von Zeit, Raum und Medialität sich zum Teil überlagern oder liegen quer zueinander (Intermedialität). In der Aufarbeitung seiner Daten steht die Forscherin dann vor der Herausforderung des Umgangs mit einem diversen Datenmaterial und einer immensen Materialfülle. Neben Interviews, Beobachtungsprotokollen von der Inszenierungsarbeit, den Notizen und Aufnahmen von der Aufführung am Tag X, liegen der Forscherin Primär-Materialien der Organisatoren vor, wie Broschüren, Programmhefte, Einladungskarten usw., sowie mitgeschnittene Reden und Kommentare, aber auch Sekundär-Materialien wie Zeitungsartikel, Fernsehbilder oder Debatten in Online-Foren. Wie macht sie diese Materialfülle nutzbar? Wie können einzelne Aspekte wie beispielsweise die Inszenierungsarbeit oder die Medienberichterstattung oder die verschiedenen sinnlichen Ebenen des Ereignisses auseinanderdividiert und analysiert werden, ohne dass dabei das Ereignis als Gesamtes dabei verloren geht?

3. Fazit

Ich habe in diesem Artikel nach einigen einleitenden Bemerkungen über verschiedene ethnologische, aber auch geschichtswissenschaftliche und philosophischen Konzeptualisierungen von Ereignissen—Events—Veranstaltungen die methodischen Herausforderungen einer Eventforschung skizziert. Am Beispiel der Nationalfeiern zeigt sich die Komplexität von öffentlichen Ereignissen: Sie sind durch Vielschichtigkeit und Überlagerung von zeitlichen und räumlichen Strukturen sowie eine Vielzahl von Akteuren und Medien geprägt.

In konzeptueller Hinsicht scheint mir wichtig, dass für ethnologische Forschung ein nicht-normativer und nicht-emphatischer Begriff von Ereignis am fruchtbarsten ist. Ereignisforscher sollten die Frage der reproduktiven oder transformativen Kraft von Ereignissen zum Gegenstand der Untersuchung machen, nicht sie voraussetzen. Bezüglich der methodischen Herausforderungen lässt sich festhalten: Ein „Ereignis“ konstituiert einerseits zwar ein „natürliches“ Feld, „draußen“, jenseits der Ethnologenwerkstatt. Bei näherem Hinsehen erweist sich aber, dass schon die Teilnehmerverständnisse, wie der zeitliche Beginn und das Ende und wie der Raum des Ereignisses zu markieren und abzugrenzen sind, keineswegs im Singular auftreten. Für die Ethnologin stellt sich hier also die Aufgabe, die Ereignis-Rahmungen unterschiedlicher Akteursgruppen zu erforschen. Darüber hinaus aber hängt die Frage, wie die Forscherin ihren Ausschnitt wählt, wie sie oder er das Ereignis abgrenzen und welche Vernetzungen des Ereignisses mit breiteren Kontexten in den Blick genommen werden, von der Fragestellung der Forschung ab.

Literatur

- Badiou, Alain. 2005. *Das Sein und das Ereignis*. Berlin: Diaphanes (franz. Original: *L'être et l'événement*, Paris: Editions Seuil, 1988)
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand. 2013. *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UVK.
- Conquergood, Dwight. 1991. Rethinking ethnography: towards a critical cultural politics. *Communication Monographs* 58: 179-94.
- Deleuze, Gilles. 1992. *Differenz und Wiederholung*. München: Wilhelm Fink (franz. Original: *Différence et répétition*. Paris: Presses Universitaires de France, 1968).
- Gabriel, Marie-Christin, Carola Lentz und Konstanze N'Guessan. 2016. "Jeder hat seinen Platz". Differenzpolitik und Raumordnung in afrikanischen Nationalfeiern. *Sociologus* 66 (2): 105-36.
- Gluckman, Max. 1940. Analysis of a social situation in modern Zululand. *Bantu Studies* 14: 1-30.
- Gumbrecht, Hans Ulrich. 2003. *Production of Presence: What Meaning Cannot Convey*. Stanford: Stanford University Press.
- Handelman, Don. 1990. *Models and Mirrors: Towards an Anthropology of Public Events*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Handelman, Don. 2004. *Nationalism in the Israeli State: Bureaucratic Logic in Public Events*. London: Berg.
- Kapferer, Bruce. 2015. Introduction: in the event - towards an anthropology of generic moments. In: Lotte Meinert und Bruce Kapferer (Hg.), *In the Event: Towards an Anthropology of Generic Moments*, Oxford: Berghahn, 1-28.
- Lentz, Carola. 2013. Ghana@50: Celebrating the nation, debating the nation. *Cahiers d'Études Africaines* 211: 519-46.

Lentz, Carola und Jan Budniok. 2007. Ghana@50—celebrating the nation: an eyewitness account from Accra (mit Jan Budniok). *Arbeitspapiere des Instituts für Ethnologie und Afrikastudien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz* 83 [URL: <http://www.ifeas.uni-mainz.de/workingpapers/AP83.pdf>].

N'Guessan, Konstanze, Carola Lentz und Marie-Christin Gabriel. 2017. Performing the national territory: the geography of national-day celebrations. *Nations and Nationalism* 23 (4): 686-706.

Schechner, Richard. 2002. *Performance Studies: An Introduction*. London: Routledge.

Sewell, William H. 1996. Historical events as transformations of structures: inventing revolution at the Bastille. *Theory and Society* 25: 841-81.

Singer, Milton. 1955. The cultural pattern of Indian civilization: a preliminary report of a methodological field study. *The Far Eastern Quarterly* 15 (1): 23-36.

Theater als Institution erforschen. Zwischen theaterwissenschaftlicher Aufführungs- und ethnographischer Ereignisanalyse

Hanna Voss

In der deutschsprachigen Theaterwissenschaft ist von Ereignis meist im Kontext der spezifischen Ästhetizität von Aufführungen die Rede. Die Ereignishaftigkeit ist somit ein wesentliches Kennzeichen von Theater als Aufführungskunst. Der Ereignischarakter von Theater wird dabei dem Werkcharakter gegenübergestellt und favorisiert. Entsprechend betont wird einerseits die Emergenz der zwischen den Teilnehmer/innen (Darsteller/innen und Zuschauer/innen) ablaufenden Prozesse und andererseits die sich durch die Teilnahme an der Aufführung entfaltende Wirkung auf alle Teilnehmenden.

Die Gegenüberstellung von „Ereignis“ und „Werk“ geht auf die Gründung des Faches als eigenständige Universitätsdisziplin zu Beginn des 20. Jahrhunderts zurück. Damals galt es vor allem, sich von der Literaturwissenschaft abzugrenzen, die gemäß dem literaturfixierten Theaterverständnis des 18. und 19. Jahrhunderts bislang für den Gegenstand Theater als „textuelle“ Kunst zuständig gewesen war: „Theaterwissenschaft wurde in Deutschland als Wissenschaft von der Aufführung gegründet“ (Fischer-Lichte/Roselt 2001: insb. 237). Neben der spezifischen Ästhetizität von Theater führt der Germanist und Berliner Fachbegründer Max Herrmann dabei – wie eine Rekonstruktion von dessen Aufführungsbegriff zeigt – zwei weitere Bedingungen/Kennzeichen an. Dies sind die spezifische Materialität von Theater („weder fixier- noch tradierbar“, „flüchtig und transitorisch“, „einmalig und unwiederholbar“) und die spezifische Medialität von Theater im Sinne der leiblichen „Ko-Präsenz von Darstellern und Zuschauern“: „Damit eine Aufführung stattfinden kann, müssen sich Akteure und Zuschauer für eine bestimmte Zeit an einem bestimmten Ort versammeln und dort gemeinsam etwas tun“ (zitiert nach Fischer-Lichte/Roselt 2001: 238f.). Während die Theaterwissenschaft in den 1970er- und 1980er-Jahren auf die Entwicklung und Etablierung einer semiotischen Sichtweise auf Theater konzentriert war und damit die Frage nach der Entstehung von Bedeutung in den Vordergrund gerückt hat (Fischer-Lichte 1983), hat sie im Zuge des *performative turns* der 1990er-Jahre und der Entwicklung einer phänomenologischen Sichtweise auf Theater (Fischer-Lichte 2004, Roselt 2008) verstärkt an ihre eigenen fachlichen Anfänge angeknüpft und den hierfür konstitutiven Aufführungsbegriff entsprechend modifiziert und vor allem um den Aspekt der Semiotizität ergänzt (vgl. Fischer-Lichte/Roselt 2001: 241-7). Insofern waren und sind die Begriffe Aufführung und Ereignis aus theaterwissenschaftlicher Sicht von Beginn an aufs Engste miteinander verknüpft, wobei das Ereignis der Aufführung als Eigenschaft prinzipiell inhärent ist bzw. dieser untergeordnet ist. Der Begriff des Events hingegen ist meines Wissens nach im theaterwissenschaftlichen Diskurs bislang nicht gebräuchlich – womöglich, weil die hierin implizierte Tendenz gen einer Ökonomisierung und Popularisierung konträr zu dem immer noch verbreiteten Selbstverständnis von Theater als (hohe) Kunst steht.

Interessiert man sich in Bezug auf das Gegenwartstheater jedoch auch für die den einzelnen Aufführungen vor- und nachgelagerten, mehr oder weniger künstlerischen Prozesse und die diesen zugrundeliegenden Infrastrukturen, so erscheint die gängige Engführung des theaterwissenschaftlichen Blicks auf die Aufführung als wenig produktiv, wenn nicht sogar als erkenntnishemmend. Meine eigene Forschung fragt konkret nach den Faktoren, welche

im deutschen Sprechtheater die Relevanz oder Irrelevanz von Humandifferenzierungen nach Ethnizität bzw. „Rasse“ in Bezug auf professionelle Schauspieler/innen beeinflussen. Hier kam ich mit einer „klassisch“ theaterwissenschaftlichen, primär aufführungsanalytischen Perspektive jedoch nicht weiter (vgl. Voss 2014). Denn viele wichtige Fragen blieben dabei offen und letztlich unbeantwortbar, etwa bezüglich der Strukturen, die der Ausbildung, Vermittlung, Einstellung und Besetzung von professionellen Schauspieler/innen zugrunde liegen. Wie soll ich beispielsweise die Darstellung und Wahrnehmung von Schauspieler/innen mit einem „sichtbaren Migrationshintergrund“ auf der Bühne untersuchen, wenn diese dort – zugespitzt formuliert – mehrheitlich erst gar nicht ankommen? Und warum ist das so? Zwar weist Erika Fischer-Lichte in ihrer *Ästhetik des Performativen* (2004) zumindest ansatzweise auch auf die Inszenierung bzw. allgemeiner auf den Produktionskontext hin – um diesen zugunsten der emergenten Ereignishaftigkeit von Aufführungen jedoch sogleich wieder aus ihrer Betrachtung auszuklammern:

„Die intensive, mehrwöchige, manchmal auch mehrmonatige Vorbereitung auf eine Aufführung, wie sie im Theater die Regel ist, muß klar von der Aufführung selbst unterschieden werden. Die Vorbereitung spielt für den Verlauf der Aufführung insofern eine große Rolle, als in ihr entschieden wird, welche theatralen Elemente in welcher Gestalt zu welcher Zeit an welcher Stelle im Raum erscheinen sollen. Damit werden ganz wichtige Vorgaben für die Wahrnehmung der Zuschauer in der Aufführung gemacht. [...] Generell gilt allerdings, daß für die Autopoiesis der *feedback*-Schleife [zwischen Bühne und Publikum] nur das Relevanz besitzt, was in der Aufführung tatsächlich erscheint, unabhängig davon, was diskutiert, festgelegt und geplant war.“ (vgl. Fischer-Lichte 2004: 286, Hvhg. i. Org.)

Es nimmt somit nicht Wunder, dass dieses theaterwissenschaftliche Standardwerk kein analytisches Vokabular und methodisches Instrumentarium bereithält, womit dieses „Jenseits“ der Aufführung bzw. der theatralen Interaktion beschreib- und analysierbar würde.

Mit Blick auf die von mir im Kontext der Mainzer DFG-Forschungsgruppe 1939 „Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung“ angestrebte Erforschung von Theater als Institution – im Sinne eines alltäglich re/produzierten Komplexes von mehr oder minder institutionalisierten Strukturelementen und Verhaltensmustern (Voss 2018) – erscheinen die im Eventforschungs-Workshop gemeinsam diskutierten Möglichkeiten einer ethnographisch ausgerichteten Ereignis- bzw. Eventforschung als ein äußerst produktives analytisches Werkzeug. Im Gegensatz zu dem zuvor skizzierten theaterwissenschaftlichen Verständnis von Aufführung/Ereignis lag dem Workshop ein relativ breiter Ereignis- bzw. Eventbegriff zugrunde, wobei die Aufführung im engeren Sinne als möglicher Bestandteil eines Ereignisses/Events im weiteren Sinne betrachtet wurde, das nicht unbedingt im strengen Sinne durch die Einheit von Zeit und Raum gekennzeichnet sein muss. Dezidiert mit in die Betrachtung eingeschlossen wurden dabei nämlich u.a. alle vor- wie nachgelagerten Prozesse (Konzeption, Proben, Berichterstattung usw.) sowie die Multiperspektivität und Serialität von Ereignissen.

Für meine Forschung von besonderem Interesse sind konkret Veranstaltungen, die das von mir betrachtete organisationale Feld (DiMaggio/Powell 1983) des deutschen Sprechtheaters – primär bestehend aus den staatlichen Schauspiel(hoch)schulen, Künstlervermittlungen, den

öffentlichen Theaterhäusern und professionellen wie nicht-professionellen Zuschauer/innen sowie den entsprechenden Berufs- und Fachverbänden – empirisch bündeln, bei denen sich also die „Branche“ trifft. Mit Fokus auf den schauspielerischen Nachwuchs und dessen Vermittlung sind dies die „Zentralen Vorsprechen“ der Absolvent/innen der insgesamt einundzwanzig staatlichen Schauspiel(hoch)schulen des deutschsprachigen Raumes, die als zentrale Schaltstelle für die personelle Reproduktion dieses Feldes fungieren. Die „Zentralen Vorsprechen“ fanden erstmals 2004 am Rheinischen Landestheater in Neuss statt und etablierten sich in den Folgejahren rasch. Seit 2012 finden sie parallel in Neuss, Berlin und München statt. Die Absolvent/innen dieser Schauspiel(hoch)schulen reisen seither alljährlich im November innerhalb einer Woche quer durch die Republik, um sich den potentiellen Arbeitgeber/innen (Intendant/innen, Regisseur/innen und Dramaturg/innen) und den Vermittler/innen für Theater, Film und Fernsehen mittels ihrer Vorsprechprogramme klassenweise zu (re)präsentieren. So geht es bei diesem Veranstaltungsformat zwar grundsätzlich darum, sich selbst als Schauspielerpersönlichkeit mit spezifischen Fähigkeiten und Eigenschaften zu präsentieren. Doch stellt diese Selbstpräsentation, die in der Regel bereits durch die Repräsentation einer bestimmten Rolle des klassischen, modernen oder zeitgenössischen Repertoires vermittelt ist, immer auch eine spezifische Form der Repräsentation dar, nämlich der Präsentation eines bestimmten Bildes von sich selbst. Daher erscheint die Rollenauswahl als erkenntnis- und zugleich sozial konsequenzenreich, wobei die Absolvent/innen in der Regel in der Gestalt von zwei oder drei Figuren auf der Bühne in Erscheinung treten. Der zeitliche Rahmen der einzelnen Aufführungen richtet sich dabei nach der Anzahl der Absolvent/innen – pro Person stehen zehn Minuten zur Verfügung. So konnte man sich in Neuss im Jahr 2016 auf der Basis von über 36 Stunden Vorsprechen ein Bild von dem aktuellen Jahrgang machen. Die einstündigen Pausen zwischen den ein- bis zweistündigen Aufführungen dienen dabei nicht nur dem Umbau und der Einrichtung der nächsten Klasse, sondern auch der direkten Kontaktaufnahme zwischen Fachbesucher/innen und Absolvent/innen.

Dabei interessierte mich dieser Event – in Neuss wird die Veranstaltung ganz im Sinne einer weitgreifenden Vermarktungslogik als „Talentefestival“ angekündigt – nicht *sui generis* (wie im Rahmen des Workshops als eine mögliche Forscherperspektive diskutiert). Vielmehr erhoffte ich mir, auf diesem Wege etwas über die Institution des deutschen Sprechtheaters und insbesondere über den Stellenwert von Humandifferenzierungen nach Ethnizität bzw. „Rasse“ und mögliche Veränderungsprozesse zu erfahren. Denn der angesichts aktueller Diskurse um als ethnisch bzw. „rassisch“ diskriminierend wahrgenommene Einstellungs-, Besetzungs- und Darstellungspraktiken (Stichwort: „Blackfacing“-Debatte, vgl. Voss 2014: 85–130) vermutete organisationale wie institutionelle Wandel wäre – so meine Annahme – wohl am ehesten anhand der nun kommenden Generation von Schauspieler/innen zu beobachten. Daher entschied ich mich, diese fünftägige Veranstaltung in drei aufeinander folgenden Jahren (2016–2018) an jeweils einem Ort teilnehmend zu beobachten und zwar in der Rolle einer Fachbesucherin. Während meiner teilnehmenden Beobachtung habe ich alle verfügbaren Materialien gesammelt (Vorsprechzettel, Absolventenhefte etc.), nach Möglichkeit selbst fotografiert, semiotisch wie phänomenologisch basierte Aufführungsprotokolle von den Vorsprechen angefertigt und die informell geführten Gespräche mit anderen Fachbesucher/innen („Was suchen Sie denn?“, „Schauen Sie sich alle Schulen an?“, „Wie fanden Sie die?“) im Nachhinein schriftlich fixiert. Diese Gespräche machten mir wiederholt deutlich, dass sich mein Blickwinkel als ethnographisch arbeitende

Theaterwissenschaftlerin fundamental von dem der anderen professionellen Zuschauer/innen unterschied. So habe ich mich sehr für die inszenatorischen Strategien und generellen Rahmungen interessiert, während die Feldakteur/innen ganz andere Relevanzen hatten: „Ich will nicht die Inszenierung der Lehrer sehen, sondern was die können, das Handwerk.“, „Ich bin ja nicht zum Spaß hier.“ Oder: „Also ich guck’ dieses Jahr nur Männer.“ Dabei begriffen sie die ein- bis zweistündigen Vorsprechen offenkundig weder als Vorstellungen (wie Theateraufführungen in der Sprache des Feldes zumeist bezeichnet werden) noch als (wissenschaftlich analysierbare) Aufführungen, sondern als Arbeitsproben im Rahmen der Leistungsschau der beteiligten Schulen. Und die von mir als Ereignis bzw. Event gerahmte Veranstaltung war für sie einfach ein zeitintensiver und anstrengender Teil ihres Arbeitsalltags. Die Ereignisforschung beruht hier – gemäß der von Carola Lentz getroffenen Unterscheidung – somit primär auf einem konstruktivistischen denn auf einem naturalistischen Ereignisverständnis. Über diese teilnehmende Beobachtung hinaus habe ich explorative Interviews mit den Initiator/innen und Organisator/innen der „Zentralen Vorsprechen“ geführt sowie im Jahresabstand mit einzelnen Absolvent/innen mit „sichtbarem Migrationshintergrund“ gesprochen, u.a. über ihre Rollenauswahl, über das individuelle Erleben dieser Vorsprechreise und über die sich hoffentlich anschließenden Einladungen zu den theaterinternen Vorsprechen und ihre diesbezüglichen Erfahrungen. Darüber hinaus habe ich mit Hilfe unserer studentischen Projekthilfskraft nicht nur die Vorsprechzettel hinsichtlich der gewählten Rollen ausgewertet (in 2016 stammten etwa knapp 25 Prozent aller Monologe und Dialoge aus der Feder von Shakespeare, Tschechow, Schiller, Kleist oder Ibsen), sondern auch recherchiert, welche der Absolvent/innen für die folgende Spielzeit ein Festengagement an einem öffentlichen Theater erhalten haben.¹ Auf dieser Basis und vor dem Hintergrund der potentiell gemeinsamen Seherfahrung konnte ich dann auch gezielt Vertreter/innen von einzelnen Theatern für ein Interview bezüglich der Zusammenstellung ihres Spielzeitensembles anfragen.

Diese Kombination aus theaterwissenschaftlicher Aufführungs- und ethnographischer Ereignisanalyse hat dabei u.a. zu den folgenden Ergebnissen geführt: Auf der Basis ihrer je individuellen Körperlichkeit machen die Absolvent/innen die betrachteten Körperkategorien (neben Ethnizität bzw. „Rasse“ insbesondere Geschlecht, Alter, Behinderung und Attraktivität), die von jeweils feldspezifischen Normalitätsdispositiven gerahmt sind, überwiegend im Sinne eines *doing difference* relevant. Individuelle körperliche Merkmale werden im deutschen Sprechtheater in Bezug auf professionelle Schauspieler/innen nämlich prinzipiell nicht einmal versuchsweise professionell übersehen, stattdessen stellen sie zentrale Merkmale der funktionalen Anforderung dar. Sie sind institutionalisiert, woran sich dann je spezifische In- und Exklusionslogiken knüpfen können. Dabei lässt sich in der Rollenauswahl und szenischen Gestaltung mit Blick auf Ethnizität bzw. „Rasse“ überwiegend ein bewusster und gezielter Umgang erkennen, der jedoch eine Aktualisierung dieser Differenz beinhaltet: ein schwarzer Absolvent spielt Franz Moor mit den „Hottentottenaugen“ und dem „Mohrenmaul“ aus Friedrich Schillers *Die Räuber* (1781, vgl. 1. Akt, 1. Szene), eine asiatisch aussehende Absolventin Shen Te aus Bertolt Brechts *Der gute Mensch von Sezuan* (1943) usw. Die „Zentralen Vorsprechen“ sind insofern besonders aufschlussreich, als hier nicht die gemäß Spielplan zu inszenierenden und mit dem Ensemble zu besetzenden Stücke, einzelne Regiehandschriften oder die künstlerische Ausrichtung

¹ Vielen Dank an dieser Stelle an Annika Will!

eines Hauses im Vordergrund stehen; sondern es geht hier primär um das Bild, das die Absolvent/innen von sich vermitteln wollen bzw. was sie glauben, von sich vermitteln zu müssen, um am Markt erfolgreich zu sein – angesichts der gängigen Körpernorm und aktueller Diskurse eventuell auch im Sinne einer Diversifizierungsstrategie. Für letzteres sowie für einen grundlegenden Wandel spricht zumindest die Tatsache, dass 2018 einige der wenigen von mir bereits gespannt erwarteten Absolvent/innen mit „sichtbarem Migrationshintergrund“ überhaupt nicht mehr angetreten sind, da sie bereits ein Engagement in der Tasche hatten. Das Event der „Zentralen Vorsprechen“ stellt daher – so meine These – in Bezug auf professionelle Schauspieler/innen einen Kristallisationspunkt für die (de)institutionalisierten Regeln und Erwartungen, das heißt für die institutionelle Umwelt dieses organisationalen Feldes dar. Es ist somit in hohem Maße geeignet, um Theater als Institution zu erforschen.

Die Perspektive der Ereignis- bzw. Eventforschung sowie der interdisziplinäre Dialog beim Workshop haben mich dazu angeregt, systematisch und in vergleichender Perspektive über diesen Gegenstand und die Spezifik meines eigenen Feldes nachzudenken. Denn zuvor hatte ich mich diesem primär intuitiv bzw. aus einer allgemeinen ethnographischen Perspektive genähert. Besonders anregend war dabei der (rekonstruierende) Blick auf die Serialität und – damit eng verbunden – die Genealogie des Events der „Zentralen Vorsprechen“. Trotz der vergleichsweise kurzen Zeitspanne ist diese den Feldteilnehmer/innen nämlich größtenteils nicht bewusst bzw. es kursieren diesbezüglich verschiedene Erzählungen. Ursprünglich in Neuss als einmaliges, fast schon familiäres Ereignis geplant, hat sich diese Veranstaltung erst über die Jahre hinweg „eventisiert“. Dabei war und ist dieser Prozess von zu Teilen heftigen Diskussionen begleitet, etwa bezüglich der Frage, an welchen Orten die „Zentralen Vorsprechen“ parallel stattfinden sollen oder welche Schulen sich hier mit ihren Absolvent/innen präsentieren dürfen. Das, was der/die Forscher/in im Feld vorfindet, ist in diesem Fall also das Ergebnis zahlreicher, höchst aufschlussreicher feldinterner Konflikte und Aushandlungsprozesse. Für Theaterwissenschaftler/innen lohnt es sich insbesondere, die methodischen Schnittstellen zwischen Aufführungs- und Ereignisanalyse (fachliche Beobachtungskompetenzen, Systematisierung der Beschreibungsebenen, Reflexion der eigenen Position und Wahrnehmung etc.) genauer zu betrachten. Ohne hierauf an dieser Stelle ausführlicher eingehen zu können, lässt sich anhand des hier diskutierten Beispiels festhalten, dass eine im obigen Sinne verstandene Ereignis- bzw. Eventforschung grundsätzlich eine wertvolle Ergänzung zu klassischen theaterwissenschaftlichen Verfahren der Aufführungsanalyse darstellen kann. Denn die Relevanz und Bedeutung der einzelnen Aufführungen (hier: Vorsprechen) erschließen sich nicht unbedingt aus diesen selbst, sondern werden nur im Kontext, im Horizont des sie rahmenden Ereignisses bzw. Events ersichtlich. So ließen sich beispielsweise auch die im Bereich Theater gängigen Formate wie Festspiele (etwa jene in Bayreuth, Salzburg oder Worms) oder Festivals (etwa das alljährlich in Berlin stattfindende Theatertreffen) in produktiver Weise als Ereignisse bzw. Events erforschen.

Literatur

DiMaggio, Paul J./Powell, Walter W. (1983): „The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields“. *American Sociological Review* 48 (2): 147-60.

Fischer-Lichte, Erika (1983): *Semiotik des Theaters* (3 Bd.). Tübingen: Narr.

Fischer-Lichte, Erika (2004): *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Fischer-Lichte, Erika/Roselt, Jens (2001): „Attraktion des Augenblicks – Aufführung, Performance, performativ und Performativität als theaterwissenschaftliche Begriffe“. *Paragrana* 10 (1): 237-53.

Roselt, Jens (2008): *Phänomenologie des Theaters*. Paderborn: Fink.

Voss, Hanna (2014): *Reflexion von ethnischer Identität(szuweisung) im deutschen Gegenwartstheater*. Marburg: Tectum.

Voss, Hanna (2018): „Autonome Kunst? Legitimität und institutioneller Wandel im deutschen Sprechtheater“. *Forum Modernes Theater* 28 (2): 143-59.

Ereignis, Sequenz, Idealtyp

Godwin Kornes

In meiner Forschung zu Praktiken der Erinnerung an die antikolonialen Befreiungskämpfe in Namibia bin ich mit einer Vielzahl von öffentlichen Veranstaltungen mit Eventcharakter konfrontiert worden. Diese waren, je nach Ort, Anlass, Veranstalter und Zeitpunkt, durch eine große Bandbreite an Formen und Formaten charakterisiert: Nationalfeiertage, kommunale Gedenkfeiern, Staatsakte, Begräbnisfeiern für Nationalhelden, Prozessionen, Restitutionen, historische *reenactments* und vieles mehr. Die empirische Heterogenität solcher Events macht eine Typologisierung schwierig; gleichzeitig ist ihre Relevanz als Indikator für erinnerungspolitische Aushandlungs- und Gruppenbildungsprozesse in meinem Forschungsfeld augenscheinlich. Dies macht die Suche nach Kriterien und Kategorien notwendig, um Events analytisch einordnen und vergleichen zu können. Ein zentraler Aspekt hierbei ist für mich die Frage nach dem Zusammenhang von Ereignis und Sequenz.

Es ist eine wesentliche Eigenschaft von Events, dass sie singular, ephemer und an Zeit und Raum gebunden sind. Dies macht Events in der „Breite“, d.h. synchron, gut erforschbar, was auch für ihre multimediale Prozessierung gilt, d.h. die Teilhabe, Kommentierung und /oder Kritik durch ein Publikum vor dem TV-Gerät oder am Smartphone. Gleichzeitig hat ein Event in der Regel auch eine historische und – durch jeweilige Gruppenbezüge – soziale und biographische „Tiefe“, was eine diachrone Erforschung ermöglicht. Selbstverständlich gibt es Events, die keiner formalen Sequenzierung unterliegen, aber dennoch etablierten und oft protokollarisch festgelegten Abläufen folgen wie etwa Restitutionszeremonien oder Begräbnisse und Staatsakte für anerkannte Nationalhelden in Namibia. Viele der Ereignisse, die für meine Forschung relevant sind, wiederholen sich jedoch in bestimmten Abständen, meist jährlich, wie Nationalfeiertage oder andere Gedenktage. Hier lässt sich mit Zerubavel (1981) und Etzioni (2004) von einer „Sequenzierung“ sprechen. Durch diese erhält ein Ereignis eine neue Qualität: Es erfüllt zwar für jeden Einzelfall immer noch die oben erwähnten Kriterien (singular, ephemer, zeitliche und räumliche Verortung), aber die organisierenden Akteure ebenso wie Teilnehmer, Zuschauer oder soziale Kommentatoren haben die explizite oder implizite Erwartung, das Ereignis nach einem mehr oder weniger konkret formulierten Skript möglichst akkurat zu reproduzieren bzw. reproduziert zu erleben. Entlang dieser Erwartungshaltungen können die genannten Akteure davon sprechen, dass es sich um ein „gutes“ oder „erfolgreiches“ Event gehandelt hat, das ihren Erwartungen entsprochen oder nicht entsprochen hat.

Erforschen wir sequentielle Ereignisse, ergibt sich meist eine besonders gute Möglichkeit, Planungen, Durchführungen, Nachbetrachtungen zu beobachten bzw. an ihnen teilzuhaben. Wir können Interviews mit relevanten Akteuren machen, z.B. Organisatoren („Was denkt ihr euch dabei?“ „Welches Ziel verfolgt ihr damit?“ „Wann ist das Ereignis gelungen?“ „Wie macht ihr das?“ usw.) oder Zuschauern („Warum bist du hier?“ „Was gefällt dir an dem Ereignis besonders?“ „Was erwartest du von dem Ereignis und deinem Besuch?“ usw.). Ebenso lässt sich Kritik abfragen. Über Interviews, Medienberichterstattung, Akten und Dokumentationen involvierter Institutionen (etwa Komitees oder Ministerien) lässt sich sehr gut die zeitliche Dimension eines Ereignisses rekonstruieren: Wie war das damals, vor fünf,

zehn, zwanzig Jahren? Womöglich finden sich auch Forschungsarbeiten, deren Verfasser evtl. auch wissenschaftliche Zeitzeugen früherer Events sind. Über das klassische Repertoire ethnologischer Forschungsmethoden und insbesondere die gewinnbringende Option einer multiperspektivischen Teamforschung sind Eventforschungen auf diese Weise gut operationalisierbar. Liegt ein Event als Sequenz vor, lässt er sich als Sequenz auch einigermaßen gut beforschen und rekonstruieren.

An diesem Punkt stellen sich zwei Fragen zum Verhältnis von Ereignis und Sequenz, die sowohl analytische wie methodologische Aspekte tangieren. Meine Antworten auf diese Fragen sind vorläufig und eher als Impuls für weitere Theoretisierung gedacht.

1. Inwiefern lässt sich überhaupt eine Sequenz begründen? Ab wann ist etwas Sequenz?

Mit Blick auf das zuvor Gesagte ist es analytisch naheliegend, von einer Sequenz zu sprechen, sobald ein Event regelmäßig stattfindet. Hier schließt sich die Frage an, ob die Sequenz dabei mit der ersten Wiederholung beginnt oder zu einem anderen Zeitpunkt und nach welchen Kriterien dies zu entscheiden ist. Nimmt man etwa das Beispiel einer Unabhängigkeitsfeier zum Maßstab, wie der namibischen im Jahr 1990, so lässt sich *a posteriori* konstatieren, dass das „Original“ das Modell konstituiert, das in den folgenden Events reproduziert bzw. von diesen oft auch explizit aufgerufen wird. Hierbei ist insbesondere der personelle bzw. institutionelle Rekurs auf existierende Skripte, Routinen, Modelle usw. ein ausschlaggebender Faktor, sowohl auf Seiten der Organisatoren wie auch etwa der Medienöffentlichkeit. Darüber hinaus ermöglicht der Vergleich zwischen „Original“ und „Reproduktion“, in der Betrachtung als Sequenz, analytische Aussagen über die Stabilität und die Veränderbarkeit von Formaten. Besonders interessant erscheint daher auch die Frage, inwiefern Brüche in der Sequenz, etwa durch Dekolonisierung, Revolution oder Regimewechsel, zum Beginn einer neuen Sequenz führen (wie im Fall der französischen Revolution, nach der ein neuer Kalender eingeführt wurde). Alternativ kann eine vorhergehende Sequenz weitergeführt, modifiziert oder umgewidmet werden (wie etwa in Südafrika, wo 1994 der *Reconciliation Day* den datumsgleichen *Day of the Vow* der Apartheid-Ära als nationalen Feiertag explizit ersetzte).

Komplizierter stellt sich die Frage, ab wann empirisch bzw. ethnographisch von einer Sequenz gesprochen werden kann. Wenn ich zwei Events der Sequenz beobachtet habe? Drei? Wie sehr privilegieren wir unsere ethnographischen Felddaten gegenüber Kontextinformationen, mit denen wir eine Sequenz rekonstruieren können? Welche Aussagekraft hat es, wenn sich zu einem Ereignis vor vielen Jahren die Eindrücke von Zeitzeugen, die ich per Interview erhoben habe, mit meinen eigenen decken, die ich zehn oder zwanzig Jahre später bei eigenen Beobachtungen gemacht habe? Wie sehr unterliegen wir in der Einschätzung der Aussagekraft unserer Kopräsenz im Feld der Fiktion, die Totalität eines Events überhaupt erfassen zu können? Was ist nötig, um ein Event als solchen erforschen zu können? Ein Teil dieser Fragen wird an anderen Stellen dieses Working Papers diskutiert. Mich interessiert hier vor allem die methodologische Herausforderung, ein Event im Prozess der ethnographischen Beschreibung, zwischen Feld und Schreibtisch, sowohl

analytisch zu konstruieren als auch sich dabei dieses Konstruktionsprozesses bewusst zu bleiben. Daraus ergibt sich die zweite Frage zum Verhältnis von Ereignis und Sequenz.

2. Was ist bei der Synthese von Einzel-Ereignissen zu einer Sequenz und von dieser zu einem idealtypischen Ereignis zu beachten oder vermeiden?

Wie wird aus dem jährlich veranstalteten Nationalfeiertag „der Nationalfeiertag“, wie aus einem räumlich und zeitlich verstreuten, historisch mehr oder weniger tiefen Komplex von festiven Gedenkpraktiken im südlichen Namibia eine Tradition kommunaler Gedenkfeiern?

Mit Blick auf Clifford Geertz' (1997) berühmte Beschreibung des balinesischen Hahnenkampfes (und die Kritik daran) lässt sich diesbezüglich ein interessantes Spannungsfeld aufzeigen. So unterschlägt Geertz in seiner ethnographischen Konstruktion eines Idealtyps den Einzelfall-Charakter der von ihm beobachteten Events und damit auch die den Idealtyp begründende Sequenz. Gleichzeitig präsentiert er uns den Fall, den er aus der Sequenz destilliert hat, in Form eines Idealtyps. Dass dieser plausibel erscheint, resultiert nicht nur aus dem Geschick von Geertz, uns rhetorisch zu verführen, sondern auch – *pace Writing Culture* – aus der unbestreitbaren Qualität seiner Ethnographie. Das Spannungsfeld besteht zwischen der Beschreibung von Events als Teil einer Sequenz und ihrer Verdichtung zu Idealtypen, wobei das kein Gegensatz sein muss.

Events als Teil einer Sequenz zu analysieren, erlaubt uns Aussagen über Genese, Parallelen, Deckungsgleichheiten, Wiederholungen, aber auch die Kontingenzen des Einzelfalls und seiner /ihrer Signifikanz für lokale, regionale, situationsspezifische Gegebenheiten. Dies wiederum ermöglicht analytische Rückschlüsse über die Belastbarkeit, Stabilität und Wandelbarkeit einer Sequenz.

Die Konstruktion und Betrachtung von Idealtypen dagegen erlaubt, bei aller gebotenen Sorgfalt, Aussagen entlang der Geertz'schen kulturellen Semiotik oder der von Handelman (1998) vorgeschlagenen Heuristik von Modell und Spiegel zu treffen und Events als Repräsentation gesellschaftlicher Phänomene zu betrachten. Allerdings kann die Konstruktion des Idealtyps das Situative und Kontingente spezifischer Events auf ein passendes Argument hin so zurechtstutzen, dass wichtige Details und Zusammenhänge aus dem Blick geraten.

Angesichts der Komplexität der meisten Events, die sich einer holistischen Forschungsperspektive ohnehin entziehen, kann die Frage nach dem jeweiligen Stellenwert von individuellem Event, Sequenz oder Idealtyp nur mit Blick auf Erkenntniswert und Erkenntnisziel beantwortet werden. Hieraus folgt letztlich die forschungsstrategische Schwerpunktsetzung, wie umfassend oder fokussiert, global oder partikular, distanziert oder dicht, eine Eventforschung stattfinden wird. Die größte Herausforderung liegt, wie so oft, ohnehin darin, die fragmentarischen Eindrücke der eigenen, oft sensorisch und körperlich überwältigten Kopräsens im Feld später am Schreibtisch in einen kohärenten Sinnzusammenhang zu bringen.

Literatur

Etzioni, Amitai, 2004: Holidays and Rituals: Neglected Seedbeds of Virtue. In: Amitai Etzioni /Jared Bloom (Hrsg.): *We Are What We Celebrate: Understanding Holidays and Rituals*. New York & London: New York University Press, 3-40.

Geertz, Clifford, [1972] 1997: ‚Deep play‘. Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf. In: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt /M.: Suhrkamp, 202–260.

Handelman, Don, 1998: *Models and Mirrors: Towards an Anthropology of Public Events*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

Zerubavel, Eviatar, 1981: *Hidden Rhythms: Schedules and Calendars in Social Life*. Chicago & London: Univ. of Chicago Press.

Spazieren als Methode der Eventforschung

Mareike Späth

Im Juni 2010 weilte ich in Antananarivo, um das 50. Jubiläum der Unabhängigkeit Madagaskars ethnologisch zu erforschen. Zwei Wochen vor dem herannahenden Feiertag befragte ich während einer unserer regelmäßigen Konversationsstunden madagassische Deutschstudent*innen in Antananarivo nach ihren Vorhaben für den Feiertag. Die meisten planten „nichts Bestimmtes“ sondern hatten vor, den Tag spazierend zu verbringen. Sich mit Freund*innen, Geschwistern oder der Familie in das bunte Treiben auf den Straßen der Stadt zu stürzen und nach den „vielen Sehenswürdigkeiten“ zu schauen war für diejenigen, die das Wochenende in der Stadt verbrachten, ein fester Bestandteil des Nationalfeiertagsgeschehens. Das Flanieren im madagassischen Nationalfeiertag, das Herumgehen, Plaudern und sich Amüsieren mit Freund*innen, Familie und Bekannten wird explizit als Festtagstätigkeit, als das im-Fest-Sein, verstanden. Adolphe aus Belo sur Tsiribihina, der mit Céline Molter, Teilnehmerin der studentischen Lehrforschung des Instituts für Ethnologie und Afrikastudien der JGU, eng zusammengearbeitet hat, notierte in seinem Tagebucheintrag, den er auf unsere Initiative hin für das Forschungsprojekt verfasste, über sein Nationalfeiertagserlebnis: „J’ai passé le Cinquantenaire dans la rue, à la maison, au bord du fleuve Tsiribihina et dans une bar le soir. [...] Je me suis promené, j’ai discuté, j’ai travaillé, je me suis informé et j’ai bu de la bière.“ Auch ich selbst schlenderte daher immer wieder über den Rummel, der sich auf der zentralen Avenue de l’Indépendance ausbreitete, und ließ mich, wie die anderen auch, von der angeregten Stimmung der Menschen um uns herum durch den Abend tragen. Wir kauften Limonade, hockten uns an den Straßenrand und beobachteten die vorbeiziehenden Ausflügler. Denn ein Ereignis ethnologisch teilnehmend zu erforschen bedeutet besonders in diesem spezifischen Ereigniskontext (und vielleicht auch darüber hinaus) vor allem Schlendern und Spazieren. Eine Tätigkeit, die ich vor, während und nach dem Nationalfeiertag in Madagaskar gezielt als Methode einsetzte, um das Fest zu erforschen.

1. Öffentlicher Raum, Umgestaltung und Verdichtung

Events, die nicht nur an abgeschlossenen Orten wie etwa in einem Stadion stattfinden, sondern (auch) im öffentlichen Raum situiert sind, kündigen sich durch eine räumliche Umgestaltung der Stadt an. Eine alltagsfremde Welt wird erschaffen, die sich von der Alltagswelt oft drastisch unterscheidet. In Madagaskar kündigte die Regierung im Vorfeld an, die Hauptstadt in eine „ville éveillée et animée“ zu verwandeln. Schon lange vor dem Beginn des Nationalfeiertags im engeren Sinne begann eine Transformation des alltäglichen Stadtraumes. Meine Spaziergänge im Vorfeld des Events nutze ich insbesondere dazu, die sich verändernde Atmosphäre aufzunehmen. Indem ich über einen längeren Zeitraum immer wieder dieselben Strecken beging und ein Augenmerk auf die Veränderungen im Stadtbild und in den Abläufen im urbanen Raum legte, boten mir diese Rundgänge Aufschluss darüber, wie der Nationalfeiertag in die Stadt ein- und wieder auszog und wie sich Stadtbild, Atmosphäre und räumliche Praktiken zwischen Alltag und Festzeit veränderten.

Ganze Straßenzüge wurden gesperrt, Buden und Bühnen aufgebaut, Paraden öffentlich geprobt, Dekorationen aufgehängt, Karussells aufgestellt und Sicherheitszonen eingerichtet. Händler, die sich dem Handel rund um das Fest verschrieben hatten, bauten ihre Stände an den Rändern des Marktgebiets, an Ecken und Kreuzungen auf und okkupierten nahezu alle freien Flächen des Stadtzentrums. Die Dichte der Veränderungen nahm immer mehr zu, je näher der eigentliche Nationalfeiertag rückte. In der letzten Woche vor dem 26. Juni hatten sich die Vorbereitungen auf das Fest in der Stadt so sehr verdichtet, dass der alltägliche Ablauf des Stadtlebens nicht mehr möglich war.

Tempo, Modus und Rhythmus des sich-Bewegens in der Stadt veränderten sich dadurch. Die Stadt wurde zum Erlebnisort des Nationalfeiertags, wodurch der Nationalfeiertag und das Vergnügen, das er bereitete, im Alltagsraum die Einwohner*innen Einzug hielt. „La fête est ici, c'est-à-dire, près de la rue!“, fasste eine Teilnehmerin die Nahbarkeit des Nationalfeiertags in Worte.

Für diejenigen, die den nun vom Fest okkupierten Raum gewohnheitsmäßig nutzen wollten, waren Routinewege abgeschnitten, Zugänge zu Häusern blockiert, Busstrecken umgeleitet. Wege wurden weiter und länger oder gar unpassierbar, was viele Städter*innen zur Neuorientierung oder Neugestaltung ihres Tagesablaufes zwang. Manche Gebiete wurden nun in dem Wissen gemieden, dass dort kein Fortbewegen mehr möglich war. Gewohnte Wege wurden aufgegeben und neue Wege gefunden. Dadurch veränderten sich auch die Zeit, die man in der Stadt verbrachte, und das Tempo, mit dem man sich fortbewegte. Geduldiges Warten auf einen Platz im Bus und das Stehen im Stau gehörten nun mehr denn je zum Tagesgeschäft. Plötzlich wurde das Zufußgehen zur bevorzugten Fortbewegungsart, obwohl dies im Alltag kaum jemand macht, der sich eine Busfahrt leisten kann.

Im öffentlichen Raum platzierte Festelemente schafften für den Zeitraum des Nationalfeiertags eine Erlebniswelt, welche die Bevölkerung dazu einlädt, am Ereignis teilzunehmen. Gleichzeitig erzwingen Ereignisse im öffentlichen Raum auch eine gewisse Aufmerksamkeit. Viele Bewohner*innen Antananarivos nahmen diese Veränderung als Unordnung und Störung war. Solange die Anwohner*innen in den Tagen vor dem Fest weiterhin versuchten, in gewohnter Weise ihren gewohnten Betätigungen nachzugehen, führte dies in vielen Fällen zu Ungeduld, Gereiztheit und Verstimmung insbesondere über das Fest, dem die Schuld an den Veränderungen zugeschrieben wurde. Je deutlicher das Fest jedoch in der Stadt Einzug hielt und die Anwohner zu einer Veränderung ihrer Gewohnheiten zwang, desto gelassener wurden die Menschen im Umgang mit den Veränderungen. Die veränderten Zeit- und Raumbedingungen luden auch zum Verweilen und weniger zielgerichteten Fortbewegen ein. In dem Maße, wie der Widerstand gegen die Veränderungen abnahm, stiegen die Neugierde und die Vorfreude in Erwartung des Festes. Verlängerte Wartezeiten wurden zum Plaudern genutzt, im Vorbeigehen wurden ein paar Fleischspieße gekauft, und der straffe Tagesplan der Berufstätigen wich letztendlich der Frei- und Feierzeit.

2. Systematisches und kontingentes Ereignisspazieren: Notiz zu Raum und Zeit

Das Spazieren im Event gleicht meist einem Sich-Treiben-Lassen. Festgänger lassen ihre Aufmerksamkeit und ihre Wege von Überraschendem, von Attraktivem und von Attraktionen lenken. Methodisches Spazieren hingegen profitiert meiner Erfahrung nach von einem gesunden Maß an Systematik. Wer dieselben Wege immer wieder abgeht, bekommt ein Gefühl dafür, wie sich einzelne Orte verändern (etwa vormittags vs. nachts). Es gibt bei jedem Fest im Voraus bekannte, meist zentrale Veranstaltungsorte (Stadien, zentrale Plätze, ausgewiesene Gebäude, Paraded Straßen, historische Orte), die unbedingt mindestens einmal begangen werden sollten. Hier lohnt es sich, die Erkundungen zu beginnen und von da aus in immer größeren Kreisen, Zacken und Schlangenlinien die weitere Umgebung mit einzubeziehen. Und warum nicht auch über die Grenzen des Stadtviertels hinaus, bis in Wohngegenden, oder auch bis an die Stadtgrenzen und weiter. Es ist auch sehr aufschlussreich, bewusst abseitigere Veranstaltungsorte in der Peripherie des Festzentrums aufzusuchen: den Hintereingang, den Parkplatz, die Schlange vor der Toilette. Randgeschichten werfen oft ein inspirierendes Licht auf das Geschehen im Zentrum des Festes.

Viele Ereignisse sind zeitlich eng begrenzt, was für die Forschenden bedeutet, dass der Terminplan oft eng getaktet ist, und es gilt, die wenige Zeit optimal zu nutzen. Dennoch: Auch die Forscherin, die das Spazieren als Forschungsmethode bei Ereignissen anwendet, sollte sich dem Treiben und dem Sich-Treiben-Lassen hingeben. Wer stets dem Plan folgt, verpasst es auf Dinge zu stoßen, die überhaupt nicht auf dem Plan standen, weil sie zufällig oder spontan sind oder der Forscherin bislang unbekannt waren.

Oftmals wird nur das offizielle Programm einer Veranstaltung vorab bekanntgegeben. Im Umfeld dieser siedeln sich, meist unangekündigt oder kurzfristig, andere kleinere oder alternative Initiativen an. Zum Nationalfeiertag in Antananarivo veranstalteten Ministerien, Botschaften, Kulturinstitutionen, die Universität, Schulen, Kirchen, Vereine, Bars, Clubs und Privatpersonen zusätzliche Angebote, die, wenn überhaupt, wenig beworben oder nur durch Mund-zu-Mund-Propaganda angekündigt wurden. Bei meinen Spaziergängen stieß ich oft auf solche Nebenevents, von denen ich ohne mein ständiges Umherschweifen nie erfahren hätte. Teilnehmend ein Event zu erforschen, muss daher auch heißen, sich dem vermeintlich zeitverschwenderischen Schlendern und Bummeln hinzugeben.

Um ein Event spazierend zu erforschen, empfehle ich, früh loszulaufen. Idealerweise läuft die Forscherin schon, wenn noch gar nichts passiert, wenn noch nichts verändert, wenn noch Alltag ist. Denn nur mit einer Idee des Raumes in seiner Nicht-Event-Verfasstheit, können die forschenden Sinne allerlei Veränderungen wahrnehmen. Auch wenn das Event sich dem Ende zuneigt, oder gar schon vorbei ist, wenn der Morgen graut und die Stadtreinigung zur Arbeit antritt, lohnt es zu spazieren. Der Tag danach, der Rest vom Fest, das Aufräumen und Abbauen als „Zwischenraum“ vor dem Wiedezurückfinden in den gewohnten Zustand des öffentlichen Raumes, all das kann die Forscherin spazierend besonders gut aufnehmen. Geht man dieselben Wege noch einmal, Tage und Wochen nach dem Ereignis, hängen vielleicht noch immer irgendwo Plakate, die längst vergangene Konzerte ankündigen, oder inzwischen verdeckte Wimpel, die bei den Passanten eine kurze Erinnerung an das Fest hervorrufen.

Dieses zeitlich und räumlich systematische Spazieren ermöglichte es mir in meiner Forschung, die Ränder und Grenzen des Ereignisses zu erfahren. Von den ersten Vorboten zu den letzten Überresten konnte ich die maximale Zeit, die das Ereignis im Raum präsent war, abstecken. Gleichzeitig erfuhr ich, wo das Ereignis Grenzen hat, die nicht zu passieren sind (etwa geschützte Sicherheitszonen, VIP Bereiche oder eintrittspflichtige Teilveranstaltungen) und wo der Ereignisraum wieder in einen Alltagsraum übergeht oder andersherum, wie weit der Ereignisraum in Alltagsräume, Wohngebiete und Hinterhöfe hineinragte.

Ich habe meine spaziergängerischen Erkundungen, neben der üblichen protokollarischen Notation, in Plänen festgehalten. In Stadtplänen habe ich meine gegangenen Wege eingezeichnet und, jeweils mit Datum versehen, die dabei bemerkten und während der Spaziergänge photographisch festgehaltenen Veränderungen und Vorboten eingetragen. So entstand ein Überblicksplan, in dem sowohl dichte Ereignis-Zentren als auch die Ränder und Grenzen des Ereignisses und seiner Teilereignisse abzulesen waren.

3. Begleitetes oder begleitendes Spazieren

Das Spazieren als Forschungsmethode kann, je nach Fragestellung und Ziel, alleine erfolgen. Alleine spazierend unterwegs zu sein, erlaubte mir im hohen Maße, mich auf die erfahrenen Sinneseindrücke wie Geräusche, Gerüche, Gedränge und dergleichen einzulassen. Vor allem ist man alleine besonders offen für spontane Gespräche mit Menschen, denen man unterwegs begegnet.

Ein ethnologisches Interesse an Ereignissen bezieht sich aber immer auch darauf, wie die Feiernden das Ereignis wahrnehmen und erleben, was sie darüber denken und wie sie sich bestimmte Dinge erklären. Dazu eignet es sich, eine Begleitung zu den Spaziergängen einzuladen oder andere Feiernde auf ihren Spaziergängen zu begleiten. In der Stadtforschung wurde die Methode des „walk-along“ oder „go-along“ entwickelt, um die Stimmungen oder Atmosphäre einer Stadt zu erfahren und zu erforschen, wie es sich anfühlt, einen bestimmten urbanen Raum zu bewohnen. Kusenbach argumentiert, dass „go-alongs“ die Stärken ethnologischer Forschungsmethoden wie Beobachtung und Interview kombinieren und dazu geeignet sind, die Wirkung und Bedeutung der physischen Umgebung zu erforschen (Kusenbach 2003: 458).¹ Dieser Ansatz ist für systematisches oder kontingentes Ereignisspazieren ebenso fruchtbar. Das begleitende Spazieren auf den Wegen anderer impliziert natürlich, dass ich als Forschende die Kontrolle über Zeit und Richtung abgebe. Ich erlebe also nicht mehr das Fest in einer (ohnehin vorgestellten) systematischen Gesamtheit, sondern ich erlebe das Fest aus der Perspektive einer anderen Person. Im Gespräch eröffnet sich mir so auch ein Zugang zu Erinnerungen an vorangegangene Feste, zu Gründen dafür, warum bestimmte Wege oder Orte gesucht oder gemieden wurden sowie zu allerlei anderen Einschätzungen das Ereignis betreffend, die meine Begleitung mit mir zu teilen bereit war. Wenn irgend möglich empfiehlt es sich daher,

¹ Kusenbach, Margarethe, 2003: „Street phenomenology. The go-along as ethnographic research tool“. Ethnography 4 (3): 455–485.

mit mehreren verschiedenen Personen solche Spaziergänge zu unternehmen, um die Perspektiven zu multiplizieren.

Noch ein anderer Grund spricht dafür, nicht (nur) alleine zu spazieren: Der Festtagsflaneur im madagassischen Nationalfeiertag (und das gilt vermutlich für fast alle Ereignisse) ist kein Einzelgänger, sondern an Begegnungen mit Gleichgesinnten orientiert. Das Flanieren im Ereignis ist ein zutiefst soziales Ereignis, das seinen Sinn in der Begegnung mit Mitfeiernden findet. Es ist eher die Regel, dass man sich zum gemeinsamen Bummeln über das Fest verabredet. Spaziergehen heißt in diesem Sinne auch zu verweilen, sich mit gleichgesinnten Festbesuchern auszutauschen, sehen und gesehen zu werden, Neues zu erfahren und sich selbst als Teil der durch die Straßen mäandernden Festgesellschaft zu erleben. Das begleitete oder begleitende Flanieren kommt dem Im-Event-Sein daher wahrscheinlich am nächsten.

Ich wünsche ereignis- und erkenntnisreiches Spazieren!

Ereignisse im transnationalen Raum. Ein Foto-Essay zur medialen Erweiterung von Raum und Zeit in Hochzeiten zwischen Deutschland und Senegal

Simone Pfeifer

Hochzeitsfeierlichkeiten in Dakar sind ein komplexes Phänomen: Sie finden an unterschiedlichen Lokalisationen, zu verschiedenen Zeitpunkten und mit unterschiedlichen Hauptbeteiligten statt. Als semi-öffentliche Events richten sie sich an Braut und Bräutigam, deren erweiterte Familien und weitere eingeladene Personen aus der Nachbarschaft, dem Kolleg*innen- oder Freundschaftskreis. Durch die Medialisierung von Hochzeiten werden auch abwesende Familienmitglieder und Freund*innen, die in unterschiedlichen Ländern in Europa, den USA oder anderen Migrationsdestinationen leben, zu Teilnehmer*innen der Ereignisse. Hochzeiten zwischen multilokal eingebundenen Partnern und Familien sind ein gutes Beispiel für die Bedeutung von Visualität und Medialität in transnationalen sozialen Beziehungen und für die mediale Herstellung von Ereignissen. Für meine Forschung zu Medienpraktiken und transnationalen sozialen Beziehungen zwischen Deutschland und Senegal lag der Forschungsfokus zunächst nicht auf Ereignissen. Erst im Verlauf der ethnografischen Arbeit wurde deutlich, dass durch Lebenszyklusevents wie Hochzeiten transnationale soziale Beziehungen gestaltet und ein transnationaler Austauschraum geschaffen wird.

Üblicherweise wird ein Ereignis als durch leibliche Kopräsenz markiertes, ephemeres und an einen zeitlichen Moment sowie einen bestimmten Raum gebundenes Phänomen charakterisiert. Intensiver Medieneinsatz kann das Ereignis aber entscheidend räumlich und zeitlich erweitern. In diesem Foto-Essay¹ zeige ich drei Formen der medial vermittelten Teilhabe an transnationalen Hochzeitsfeierlichkeiten zwischen Deutschland und Senegal, die die Bindung des Ereignisses an einen einzigen Raum und eine einzige Zeit erweitern.

Erstens verändern Foto- und Videoaufnahmen spezifische Partien des Ereignisses: Teile der Hochzeit werden speziell für die mediale Darstellung zugerichtet. Beispielsweise ist die *réception*, in der sich die Braut abends ihren Gästen präsentiert und vor einer Bühne Geschenke entgegennimmt, eigens für die Kameraaufnahmen inszeniert. Hier werden abwesende Familienmitglieder und teilweise gar die im Ausland lebende Braut oder der Bräutigam durch Telefongespräche, Fotografien oder aber einen persönlichen „Doppelgänger“ während des Ereignisses präsent gemacht. Häufig ersetzt beispielsweise ein enger Freund als „Stand-In“ den Ehemann und führt die Braut während der *réception* auf die Bühne, solange der Ehemann noch auf anderen Feierlichkeiten oder gar nicht anwesend ist.

¹ Ich danke Khady, Fatou, Bara, Amdy und Abdou Karim dafür, dass sie mich auf so großzügige Weise an ihrem (transnationalen) Alltag haben teilhaben lassen, und für die Erlaubnis, die Fotografien für meine Forschung und Veröffentlichungen zu nutzen. Zudem danke ich den Herausgeber*innen für ihre hilfreichen Anmerkungen.



Abb. 1: „Doppelgänger“ und Ehemann sind beide Teil eines Hochzeitsvideos. Foto- und Videograf: Abdou Karim Sané

Durch die Bearbeitung der Foto- und Videoaufnahmen werden zweitens unterschiedliche transnationale Familienmitglieder und Freund*innen in das Ereignis und die Erinnerung des Ereignisses mit einbezogen. Die Wiederholung einzelner Bilder und Szenen, das Einfügen von Bildern und die Gestaltung von Montagen machen abwesende Personen präsent oder verstärken die kurze Anwesenheit wichtiger Beteiligter wie dem Bräutigam beziehungsweise dem Ehemann. Selbst ein transnationaler Ehemann, der gar nicht während der Feierlichkeiten anwesend war, wird durch die sorgfältige manuelle Bearbeitung und die Montage ähnlicher Bildformate als Teil des Ereignisses und des Erinnerungsobjektes präsent gemacht. In Videos wird zudem der Dank an abwesende Migrant*innen für die finanzielle Beteiligung an den Hochzeitsfeierlichkeiten festgehalten.



Abb. 2: Erste Seite eines Fotoalbums. Während der Hochzeitsfeierlichkeiten war der Ehemann in Italien.

Drittens werden durch die Mobilität der Bilder unterschiedliche Zuschauergruppen angesprochen und spezifische Öffentlichkeiten geschaffen. Die Zurichtungen der Hochzeit durch unterschiedliche Medien(-formate) bestimmt damit auch die Form der erstmaligen Erfahrung oder der Erinnerung des Ereignisses. Häufig werden Bilder oder Videos als Beweis der sozialen Veränderungen und Dokument für die Verwendung der Gelder, aber auch als Ausdruck sozialer Nähe nach Berlin oder andere Aufenthaltsorte der Migrant*innen geschickt. Die Hochzeit wird im gemeinschaftlichen Betrachten der Fotoalben, Videos und der digitalen Bilder in sozialen Online-Netzwerken wie Facebook erneut oder erstmals medial vermittelt erlebt und dadurch Teilhabe komplementiert. Insbesondere in Mobiltelefon-Bildern auf Facebook werden das Ereignis und die abgebildeten Personen durch die Ästhetik der digitalen Qualität und die vorgegebene Anordnung der Plattform erneut zugerichtet. Andere Personen (oder Facebook-Profile) können hier durch tags als anwesend markiert werden. Damit wird eine Gemeinschaft von Personen ausgezeichnet, die an der Hochzeit hätten teilnehmen sollen und nun durch den tag dazu aufgefordert werden, auf Bilder durch likes oder Kommentare zu reagieren.



Abb. 3: Bildschirmfoto eines Hochzeitsalbums auf Facebook. Fotos: Khady Pene.

Die unterschiedlichen Medialisierungen einer Hochzeit beziehen also nicht nur transnationale Orte während des Ereignisses ein, sondern durch soziale Online-Medien, Fotoalben und Videos wird das Ereignis auch in zeitlicher Perspektive und hinsichtlich seines Teilnehmerkreises erweitert. Die Teilhabe abwesender Personen wird durch „Doppelgänger“, Telefongespräche, Fotografien, Montagen, gemeinsames Betrachten aber auch tags, likes und Kommentare in Facebook ermöglicht. Hochzeitsvideos, Fotoalben und Bilder auf Facebook können dabei nicht getrennt voneinander betrachtet werden, da sich Produzent*innen und Betrachter*innen der Bilder teilweise überschneiden und diese Bilder zu unterschiedlichen Zeitpunkten für die unterschiedlichen Akteure des Hochzeitsereignisses Relevanz entfalten.

In meinen Ausführungen habe ich die Bedeutung von (audio-)visuellen Medien für die Wahrnehmung von Ereignissen vor Ort und mediale Vermittlungen (vgl. Abschnitt 2.4 im Beitrag von Carola Lentz) am Beispiel transnationaler Hochzeitsfeierlichkeiten herausgestellt. Für die Eventforschung wird damit deutlich, dass ein Ereignis durch unterschiedliche mediale Vermittlungen wahrnehmbar werden kann und sich personale und technische Medien ergänzen, wenn beispielsweise abwesende Personen durch Telefongespräche oder „Doppelgänger“ präsent gemacht werden. Außerdem verschwimmt bei transnationalen Ereignissen die Trennung zwischen dem Ereignis vor Ort und seiner medialen Vermittlung. Hochzeitsvideo, Fotoalbum und die Vernetzung auf Facebook sind Erinnerungsobjekt und gleichzeitig Bestandteil des Ereignisses, damit transnationale Teilnehmer*innen einbezogen werden können. Das Ereignis wird durch die mediale Vermittlung um Zeit, Raum und Akteure erweitert und ein transnationales (Medien)-Ereignis geschaffen.

Konzerte, Veranstaltungsreihen, Festivals. Erfahrungen mit Eventforschung

Hauke Dorsch

Drei Forschungsprojekte, drei Arten von Events: Mit diesem Beitrag möchte ich einige Reflexionen zu meinen Erfahrungen mit Eventforschung präsentieren. Zunächst werde ich meine Forschung zu Konzerten von Griots¹ und anderen westafrikanischen Musikern in der Diaspora und in Westafrika vorstellen, dann eine Untersuchung zur Bedeutung der Interkulturellen Woche in Bayreuth vor dem Hintergrund sich ändernder Integrationsdiskurse und schließlich ein studentisches Forschungsprojekt zu Repräsentationen Afrikas auf Afrikafestivals in Deutschland. Nur diese letzte Forschung hatte das Event selbst zum Thema, die beiden anderen nutzten Performanzen als ästhetisch intensiviertere Kommunikationsform (Bauman 1992: 41), die es erlaubt, Daten zu gewinnen, die sonst nicht zu erhalten wären. Meine hier geschilderten Erfahrungen münden in den für Ethnologen wenig überraschenden Appell, nämlich die Eventforschung mit möglichst langen und auch wiederholten Forschungsaufenthalten zu verbinden. Folgende Fragen werde ich in den Blick nehmen: Zur Beantwortung welcher Fragestellung erschien mir die Eventforschung sinnvoll? Zu welchen überraschenden oder aber auch andere Befunde bestätigenden Ergebnissen bin ich dank der Eventforschung gekommen? Welche Aspekte habe ich dabei berücksichtigt, welche ausgeblendet? Bei allen drei Fällen handelt es sich um Beispiele von Eventforschung in der eigenen Gesellschaft des Forschers, jeweils mit Bezug zu Migration, einem politisch umstrittenen, intensiv debattierten Thema, was in unterschiedlichem Maß Rückwirkung auf die Forschung hatte. Sämtliche hier diskutierten Events waren räumlich und zeitlich klar begrenzt und von den beteiligten Akteuren als solche definiert, damit also auch mit einer entsprechenden Wertigkeit als außeralltägliche Ereignisse belegt. Das erleichterte ihre Beschreibung; die Forschung widmete sich aber möglichst auch randständigen Aspekten, wie Vor- und Nachbereitung oder Ereignissen am Rande des Aufführungsortes.

1. Die westafrikanische Heimat im Konzert. Das Event als Illustration

Um die Jahrtausendwende arbeitete ich an meinem Promotionsprojekt zur Rolle von Griots für die afrikanische Diaspora (Dorsch 2006). Die Forschungsfrage war durch meine Erfahrung mit der Organisation von Konzerten gambischer Musiker und Musikerinnen geprägt. Von Gambiern unter den Zuhörern hörte ich öfter im Anschluss an ein Konzert, man habe sich wie zuhause oder wie in der Heimat gefühlt. Diese Aussagen trafen sich mit Diskussionen über die Bedeutung von Herkunfts- oder Heimatland in der ethnologischen und kulturwissenschaftlichen Diaspora-Debatte der 1990er Jahre. Während einige Autoren wie Stuart Hall (1990) den Diasporabegriff von Heimatlandbezügen zu befreien suchten, wollte ich der Sehnsucht nach der Heimat nachgehen, die sich in der starken affektiven Aufladung der Griot-Konzerte zu äußern schien. Mein Fokus lag daher auf den Aufführungen in Konzertsälen. Damals gab es noch wenig ethnologische Literatur zur

¹ Ich wähle der Lesbarkeit halber das generische Maskulinum, um Formen wie Musiker_innen oder Griot/te/s zu vermeiden, gleichwohl sind sowohl männliche wie weibliche oder sich anders identifizierende Personen gleichermaßen gemeint.

afrikanischen Diaspora, und auch methodisch betrat ich in mancher Hinsicht Neuland. Um die Konzerte zu untersuchen, entwickelte ich ein Verfahren der Performanzanalyse, das sich bei theaterwissenschaftlichen Ansätzen und Konzepten bediente, aber auch Anregungen aus Texten bezog, die nicht zum Kanon ethnographischer Methodologie gehören wie den Beschreibungen, Transkriptionen und Interpretationen von Ritualen bei Janheinz Jahn (1986), Mircea Eliade (1986) oder Leo Frobenius (1933). Auf Aufführungen begrenzt und konkretisiert waren auch das Verfahren der Situationsanalyse der Manchester-Schule (Gluckman 1940) und natürlich die Arbeiten Victor Turners (1969) Anknüpfungspunkte. Zunächst eher randständige Autoren gelesen und sich etwas umständlich an die Thematik herangetastet zu haben, förderte eine gründlichere Reflexion über die zu verwendende Methodik. Es schuf ein Bewusstsein dafür, dass auch vermeintlich tagesaktuelle Ansätze durchaus ältere Vorläufer haben. Ich forschte in Deutschland mit Schwerpunkt auf meinem Wohnort Hamburg, in Boston, Chicago und New York, in London und Paris und, um mit Aufführungen in Westafrika vergleichen zu können, auch in Gambia und Senegal.

Mir ging es um die Beobachtung der Mittel, mit denen Heimat hergestellt wird, und darum, welche Symbole oder performativen Ausdrucksformen verwendet werden, um diesen Bezug zu schaffen. Ich konnte hier Zitate „traditioneller“ und/oder ländlicher Performanzgenres beobachten, wie etwa höfische Griot-Epenvorträge im Rahmen eines Popkonzerts. Auch die Beziehung von Griots und ihren jeweiligen Patronagefamilien wurde etwa durch Geldübergaben in den Konzerten zitiert, und eine dem dörflichen Vorbild entsprechende Überwindung der Grenze zwischen Aufführenden und Zuschauern wurde erreicht, wenn das Publikum auf die Bühne gebeten wurde oder diese eigenmächtig erklomm, um mit den Musikern zu tanzen. Gut ließ sich auch zeigen, wie Kostüme und Musikinstrumente als Requisiten genutzt wurden, also als Verweise auf „traditionelle“ Kultur dienten. Weiterhin wurden vielfach traditionelle oder auch in der Schule gesungene Musikstücke gespielt, die von den Musikern als unter den Senegambiern in ihrem Publikum weithin bekannt vorausgesetzt werden konnten. Schließlich war aber auch das Motiv des Griots selbst Teil der Aufführung und der Heimatverbindung. Ein weiteres methodisches Novum stellte damals die „multi-sited ethnography“ (Marcus 1995) dar, die zwar schon viel diskutiert, aber noch erstaunlich wenig praktiziert wurde (Dorsch und Scholze 2005). Beim Vergleich der Griot-Konzerte in Europa und Amerika war interessant zu beobachten, wie gegenüber der „neuen“ Diaspora, also den kürzlich aus Afrika nach Europa Migrierten, konkrete Bezüge zu den jeweiligen Herkunftsländern hergestellt wurden, während vis-à-vis der „alten“ Diaspora in den USA eher allgemein pan-afrikanische Symboliken genutzt wurden. Überraschender war das Ergebnis des Vergleichs der Aufführungen in Westafrika und dem Globalen Norden. Annahmen, in Westafrika wäre eher mit „traditionellen“ Aufführungsformaten, im Globalen Norden dagegen mit „modernen“ zu rechnen, wurden nicht bestätigt; tatsächlich war vielfach eine stärkere Betonung traditioneller Bezüge in Performanzen vor migrantischem Publikum im Europa bzw. den USA zu konstatieren.

Meine Arbeit zu den Griots war ein Forschungsprojekt zu einem klar eingegrenzten Thema; darum war die Beobachtung in den Konzerten auf vorher ausgewählte Bereiche der Events fokussiert. Es ging mir um die Überprüfung der Annahme, dass Heimatbezüge im Konzertsaal hergestellt würden, und die Frage, wie das geschieht. Im Hinblick auf diese Fragestellung war es möglich und sogar nötig, bestimmte andere etwaige Beobachtungen auszublenden. Wenn ich also das gemeinsame Tanzen von Musikern und westafrikanischen

Zuschauern als Zitat traditioneller, ländlicher Performanzformen interpretierte, spielten dafür die Zuschauer ohne westafrikanischen Migrationshintergrund keine Rolle, selbst wenn sie sich ebenfalls an dieser Grenzüberwindung beteiligten. Im Sinne eines umfassenderen Konzepts von „diaspora space“ (Brah 1996) und für die Erforschung der sozialen Bezüge der Migranten in der Residenzgesellschaft wäre diese Beobachtung durchaus relevant gewesen, und ich würde meine damalige Auslassung heute kritischer sehen.

Mein Plädoyer für einen langen Feldaufenthalt, in Ergänzung zu den Eventbeobachtungen, bezieht sich hier auf den Feldzugang in einer Phase politischen Drucks auf die senegambische Community in Hamburg. Zum Zeitpunkt der Forschung hatte die rechtspopulistische „Partei Rechtstaatliche Offensive“ im September 2001 in der Bürgerschaftswahl fast 20% der Stimmen erzielt. Vorausgegangen war diesem Wahlerfolg eine Pressekampagne, besonders der Springerpresse, die eine moral panic (Hall et al. 2013) um afrikanische Dealer produzierte, die zu einem massiven Rechtfertigungsdruck meiner Interviewpartner führte. Sie sahen sich tagtäglich Ausgrenzungen ausgesetzt, sowohl durch Personenkontrollen der Polizei als auch durch Drogenkonsumenten, die offenbar den äußeren Eindruck, dass jemand aus Afrika kommen könnte, als ausreichend ansahen, um bei der entsprechenden Person Drogen zu vermuten. Daraus entwickelte sich eine Dynamik, die die senegambische Community in Hamburg zu spalten drohte, da insbesondere die Geschäftsleute in der Community sich vor durch die Dealer provoziertem Ansehensverlust und wachsendem Rassismus fürchteten. Zynisch argumentiert, war diese Situation günstig für die Forschung, da dieser Druck in Auskunftsbereitschaft mündete – aber nur unter der Voraussetzung langjährigen Engagements des Forschers in der Migranten-Community. Durch meine persönlichen Kontakte in die Community und die gemeinsame Organisation von Veranstaltungen wurde ich als Person angesehen, der man vertrauen konnte und die sich nicht der Denunzierung afrikanischer Migranten anschließen würde. Für die Analyse der Performanzen waren dieses Vertrauen und die vielfältigen langjährigen Kontakte auch im Detail hilfreich, etwa, um mir bekannte Gambier spontan nach sprachlichen oder epischen Anspielungen befragen zu können. Schließlich kulminierten in den Konzerten Fragen nach Heimat – und was genau diese ausmacht. Aufgerufen wurden Kindheitserinnerungen, Ideen von einem „eigentlichen, traditionellen“ Leben, lokale, ethnische, nationale und sogar kontinentale bzw. „rassische“ Bezüge, die sämtlich für das Leben in der Diaspora und die Sehnsucht nach dem Herkunftsort relevant waren. Sie wurden durch die auftretenden Musiker und das Gesamtbild des Konzerts adressiert und erhielten besonders in dieser Phase äußeren Drucks als Gegenentwurf Bedeutung. Intensiviert wurde das Erleben durch die Intensität des Konzerts als Ereignis, das, wie von Performanztheoretikern stets betont, sowohl Aspekte des Geplanten, Inszenierten, Wiederholbaren als auch des Einmaligen, nämlich der Möglichkeit, erfolgreich aufzuführen oder eben zu scheitern, beinhaltet (vgl. hierzu Lenz in diesem Arbeitspapier).

2. Die Interkulturelle Woche. Das Event als Hinweis auf übersehene Konflikte

Das zweite Forschungsprojekt, in dem ich Erfahrungen mit Eventforschung machte, war das von der Europäischen Union geförderte Projekt „Searching for Neighbours: Dynamics of Physical and Mental Borders in the New Europe“ (www.sefone.soton.ac.uk), das in sechs

Forschungsteams an Universitäten in Deutschland, Großbritannien, Italien, der Schweiz, Ungarn und Zypern von 2007 bis 2010 Fragen nach Zusammenhängen von nationalen und mentalen Grenzen und Multikulturalität sowie Integrationspolitiken nachging. Bei meiner Forschung in Bayreuth ging es darum, nicht nur „Migranten“ in den Blick zu nehmen, sondern die Komplexität kultureller, religiöser, nationaler, ethnischer Diversitäten zu untersuchen (Dorsch 2011; Dorsch, Armbruster, Meinhof 2009). Methodisch handelte es sich um eine akteurs- und interviewzentrierte Forschung. Allerdings konzentrierte ich mich im Verlauf der Forschung zunehmend auf Events und Aufführungen. Ausgangspunkt war hier der „Runde Tisch Ausländerarbeit“, an dem sich Aktivisten, Kirchenvertreter und der Integrationsbeauftragte der Kommune trafen, um drängende Probleme und migrationsbezogene Politiken und Aktivitäten zu diskutieren, planen und organisieren. Im Mittelpunkt der Gespräche des Runden Tisches standen die Evaluation der vergangenen „Interkulturellen Woche“, einer alljährlich bundesweit stattfindenden migrationspolitischen Veranstaltung, und die Vorbereitung der kommenden Interkulturellen Woche, die ich dann auch beobachten konnte (Dorsch 2011, Dorsch und Verne 2011).

Die Beobachtung der Interkulturellen Woche – und zwar sowohl ihrer Vorbereitung wie auch Durchführung und Auswertung – ist ein Beispiel für die Bedeutung, die Eventforschung für die Entdeckung unerwarteter Themen, Problematiken und Akteursgruppen bekommen kann, die dann mit anderen Untersuchungsmethoden weiter verfolgt werden sollten. Zunächst zeichnete sich direkt in der Beobachtung des Runden Tisches eine Diskrepanz zwischen nach außen hin präsentierter Gemeinsamkeit des Integrationswillens der Mehrheitsgesellschaft und den in diesen Sitzungen zum Ausdruck kommenden politischen Friktionen innerhalb der beteiligten Akteursgruppen ab. So war die Anwesenheit des Integrationsbeauftragten damals noch ein eher neues Phänomen und für einige der Mitglieder nicht einfach akzeptiert, hatte sich der Runde Tisch doch als Ausdruck der Opposition zur kommunalen Migrationspolitik gegründet und sah sich nun mit seiner Einbindung in dieselbe konfrontiert. Auch wurden überraschenderweise von den Teilnehmern des Runden Tisches mehrfach die Russlanddeutschen als „Problemgruppe“ bei der Interkulturellen Woche genannt. Sie hätten mit ihren Auftritten den Abend dominiert, sich nicht an Absprachen bezüglich des zeitlichen Ablaufs gehalten und sich nicht für Auftritte anderer Gruppen interessiert. Diese zunächst unerwartete Konzentration auf die Russlanddeutschen als die „Anderen“ konnte ich dann im Laufe der Forschung bestätigen; in meinen Interviews und spontanen Gesprächen wurde ich, anders als der dominante gesellschaftliche Diskurs auf nationaler Ebene erwarten ließ, wenig mit anti-muslimischen, aber umso mehr mit in Einzelfällen durchaus drastischen anti-russlanddeutschen Statements konfrontiert. Mit einem Fokus auf die Russlanddeutschen als Akteure – und mit einer Betonung des kreativen Potenzials von Events (Kapferer 2015) – ließ sich dieses von anderen beklagte „Fehlverhalten“ der Russlanddeutschen aber sehr wohl auch als Kritik an den üblichen Integrationsdiskursen lesen; sie verliehen damit ihrem Anspruch Ausdruck, nicht als eine weitere Migrantengruppe wahrgenommen zu werden, sondern als eine, die in der Sowjetunion als Deutsche Ausgrenzung erlebt hätte – und hier nun als Deutsche anerkannt werden wollte.

Als weitere Überraschung zeigte die Eventforschung die katholisch-evangelische Spaltung der städtischen Gesellschaft. Ich hatte nicht erwartet, dass meine katholischen Gesprächspartner die Verfolgung ihrer Vorgänger im 18. und 19. Jahrhundert durch die

unter den Hohenzoller-Markgrafen dominanten Lutheraner bis heute erinnerten und beklagten. Spiegelte sich in den Gottesdiensten, die die Interkulturelle Woche rahmten, die zentrale Rolle der beiden großen Kirchen für die Integrationsarbeit in Bayreuth, zeigte sich in eben diesen Gottesdiensten auch die Trennung von Katholiken und Lutheranern sehr deutlich. Zum evangelischen Gottesdienst, der die Woche offiziell eröffnete, saßen die katholischen Teilnehmer (u.a. der damalige Bürgermeister und eine führende Vertreterin der Caritas) von den Protestanten getrennt; zur die Veranstaltungsreihe abschließenden katholischen Messe erschien kein (zumindest kein mir erkennbarer oder bekannter) Protestant (Dorsch 2009, 2011).

Die Beobachtung von Events war in diesem Forschungsprojekt nicht von Anfang an als Forschungsmethode vorgesehen, sie erwies sich aber als sehr fruchtbar, da sie unerwartete Perspektiven auf lokale Integrationsprobleme lenkte. Die Neigung bei einem derartig in den Medien präsenten Thema wie Migration bzw. Integration, die von den Medien angebotenen Interpretationen und Themen zu übernehmen, ist für eine Forschung in der eigenen Gesellschaft als Risiko präsent. Die Beobachtung lokaler Events und der sich um diese ebenfalls lokal entwickelnden Diskurse erlauben es, auf andere Themen, Problematiken und in diesem Fall vor allem Akteursgruppen und Konfliktlinien, also neben den genannten auch noch etwa deutsch-deutsche, bayrisch-preußische oder fränkisch-bayrische, aufmerksam zu werden. Es waren oft andere Konflikte als jene, die in den nationalen Medien angesprochen werden und auf die sich daher auch der Blick der Forschenden zunächst meist richtet.

3. Afrikafestivals. Events als Gegenstand multiperspektivischer Forschung

In dem letzten hier diskutierten Beispiel waren Events selbst von vornherein Forschungsgegenstand. In einem Lehrforschungsprojekt zu Afrikafestivals, das ich von 2011 bis 2014, hauptsächlich aber im Sommer 2012 gemeinsam mit elf Studierenden am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der JGU durchführte und das vom Zentrum für Interkulturelle Studien gefördert wurde, ging es um die Frage, wie „Afrika“ auf diesen Festivals repräsentiert wurde. Dabei nahmen wir nicht so sehr die musikalischen Auftritte als vielmehr den Rahmen, den diese Festivals darstellen, und damit die Events als solche und mehr Aspekte als in den vorgenannten Forschungsprojekten in den Blick. Die Studierenden untersuchten vergleichend neunzehn Festivals in siebzehn Städten in Deutschland und je eines in Österreich, der Schweiz, Spanien und Marokko. Die einzelnen Forscher hatten unterschiedliche thematische Schwerpunktsetzungen: Einige konzentrierten sich eher auf die Organisationsstruktur, andere auf die Genese des jeweils untersuchten Festivals, wieder andere auf einzelne Akteursgruppen wie etwa Cateringfirmen. Alle befassten sich aber mit drei Fragen: wie Afrika jeweils repräsentiert würde; wie die Organisatoren versuchten, die Festivals als Teil des jeweiligen städtischen kulturellen Lebens zu etablieren; und inwiefern die Festivals den Teilnehmenden ein im Victor Turner'schen Sinne liminales Erleben einer außeralltäglichen Antistruktur ermöglichten, wie es etwa Babette Kirchner für das Fusion-Festival gezeigt hat (Kirchner 2006, Turner 1969). Im Laufe der Forschung rückten dann zwei weitere Themen in den Fokus: die Bedeutung der Festivals als Treffpunkt für die Black Community und die unter allen Akteursgruppen verbreitete Kritik an der Kommerzialisierung der Festivals.

Den zeitlich begrenzten Möglichkeiten eines Lehrforschungsprojekts aber auch den Strukturen der Festivalorganisation entsprechend, hatten wir nur jeweils kurze Forschungsaufenthalte im Vorfeld und nur selten auch im Anschluss an die Festivals. Anders als im Fall der Interkulturellen Woche in Bayreuth konnten nur einige Studierende an Evaluationssitzungen zu vergangenen Festivals und darauf beruhenden Modifikationen künftiger teilnehmen. Anders als in den beiden vorgenannten Forschungsprojekten ergaben sich in diesem Projekt Zugangsschwierigkeiten, die zumindest teilweise mit diesem begrenzten zeitlichen Vorlauf erklärt werden können. Das betraf eines von zwei untersuchten Festivals in Frankfurt am Main. Während die hier forschende Studentin bei einem Festival eingeladen war, an der Vorbereitung, Organisation und Durchführung mitzuwirken, war sie im zweiten mit zunächst keiner Reaktion auf ihre Anfragen konfrontiert, erhielt durch meine Intervention schließlich wenigstens die Erlaubnis zur Forschung, erlebte aber eher Ablehnung durch die Organisatoren. Ich suchte während des Festivals das Gespräch mit den Organisatoren, einer Südafrikanerin und einem Gambier, erhielt aber keine konkreten Gründe für diese Ablehnung, bis auf einige kritische Andeutungen zur Ethnologie als kolonialer Wissenschaft. Auch persönliche Gespräche über gemeinsame gambische Bekannte lockerten die Situation nicht auf. Hier empfand ich einen drastischen Kontrast zur Situation in Hamburg, wo ich derartige Hürden nicht erlebt hatte. Längerfristiger Umgang mit den Organisatoren hätte vermutlich eine Auseinandersetzung über ihre Vorbehalte und in der Folge eine Forschung, die die Interessen und Vorbehalte der Beteiligten berücksichtigte, erlaubt. In Baden-Württemberg, dem Bundesland mit der größten Dichte an Afrikafestivals, war der Zugang in einigen Fällen auch nicht einfach, da – wie sich erst durch die Forschung herausstellte – viele Organisatoren die Sorge hatten, die Studierenden könnten ihr erfolgreiches Festivalmodell kopieren und dann in Konkurrenz zu ihnen treten. Der zunehmend enge und kommerzialisierte Markt führte offenbar zu derart starkem Wettbewerb, dass diese Vorsichtsmaßnahmen nötig erschienen.

Das erfolgreichste Verfahren, um Zugang zu den Festivals bekommen, bestand in einer frühzeitig gegenüber der Festivalleitung bekundeten Bereitschaft der Studierenden zur Mitarbeit. Ein Praktikum, ein ehrenamtlicher oder bezahlter Job in der Organisation, an der Kasse oder einem Stand erleichterte den Forschenden den Zugang und den Veranstaltern die Zustimmung zum Forschungsprojekt. Dieser Zugang und die Rollenverquickung von Forschung und Mitarbeit hatten aber auch Nachteile. Forschungsethische Fragen konnten entstehen, wenn nicht geklärt war, ob ein Festivalmitarbeiter etwa zu einer Lehrforschungsstudentin als einer Kollegin oder als Forscherin sprach. In manchen Situationen konnten die zugewiesenen Arbeitsaufgaben auch die Bewegungsfreiheit des Forschers und damit die möglichen Perspektiven einschränken; wer im Kassenhaus sitzt, kann schlecht das Bühnengeschehen beobachten. Hier erwies es sich als gute Lösungsstrategie, mit mehreren Forschern auf einem Festival präsent zu sein; wir waren bei vielen Veranstaltungen mit bis zu vier Personen anwesend, was multiple Perspektiven auf das jeweilige Event ermöglichte. Die abgeklärt-routinierte Perspektive einer Kassenmitarbeiterin produzierte andere Daten als jene, die vom anstrengenden Aufbau der Bühne geprägt sind, und erst recht andere als diejenigen eines euphorisierten Konzertbesuchers, ebenso wie die Mitarbeit beim Caterer andere Eindrücke vom Event lieferte als die Teilnahme am Trommelworkshop. Die Summe dieser Eindrücke produzierte aber erst jenen umfassenderen Einblick in die Vielschichtigkeit eines derartigen Events, der Voraussetzung einer möglichst holistischen Eventbeschreibung ist.

Die dichte Teilnahme durch Mitarbeit machte zudem problematische Themen sichtbar, die in Interviews eher nicht nach außen getragen wurden. Das waren für die Festivals durchaus relevante Themenbereiche wie Rassismus, die entweder gar nicht oder nur bei Podiumsdiskussionen angesprochen wurden, dann aber als Probleme, die die Gesellschaft im Allgemeinen, selbstverständlich nicht aber die Gutwilligen, die zu diesen Festivals kommen, betreffen. Die Möglichkeit und Bereitschaft, das Event umfassend zu erforschen und auch Situationen abseits der zentralen Aufführungen zu beobachten, erwies sich als besonders geeignet, um überraschende Aspekte in den Blick zu bekommen. So forderte etwa bei einem Festival in Frankfurt ein weißer Mann kostenlosen Einlass auf das abgeriegelte Festivalgelände mit dem Hinweis, es handle sich hier um „seinen“ Park, in dem er immer spazieren gehe, ohne zu zahlen. Als er dennoch nicht eingelassen wurde, bedachte er die Organisatoren und Personen an der Kasse mit rassistischen Beschimpfungen und insistierte, dass Frankfurt seine Stadt sei, in der die Festivalorganisatoren und -besucher nichts zu suchen hätten. Diese durch die Mitarbeit an der Kasse ermöglichte Beobachtung zeigte Facetten, die sich doch deutlich von der von den Organisatoren der Festivals und den städtischen Kommunen propagierten Selbstinszenierung als multikulturell, divers und tolerant unterschieden.

Das Ergebnis zur Afrikarepräsentation auf den Festivals fiel ernüchternd, aber nicht wirklich überraschend aus. Sämtliche Festivalorganisatoren wollten sich von negativer Afrikaberichterstattung in den Medien abgrenzen und dem etwas Positives, wie kulturellen Reichtum oder Lebensfreude, entgegensetzen. Tatsächlich waren auch, abgesehen von einigen NGO-Ständen, wenig Bilder von Krisen, Kriegen, Katastrophen zu sehen. Doch ansonsten dominierte die Ästhetik von Tourismusprospekten mit klischeehaften Motiven wie Zebras, Löwen, Sonnenuntergängen hinter Schirmakazien, Baobabs, Kente-Stoffe und den populär mit Reggae assoziierten panafrikanischen Farben. Das wurde auch von Besuchern, teilweise auch Ausstellern und Organisatoren beklagt und als Ergebnis eines Prozesses zunehmender Kommerzialisierung interpretiert. Dass die Verantwortung für diese Kommerzialisierung von den beteiligten Akteursgruppen, also Besuchern, Organisatoren, Händlern, Caterern, Künstlern, der Stadtverwaltung etc. jeweils den anderen Akteursgruppen zugeschrieben wurde, war vielleicht kein überraschendes Ergebnis; überraschend war in der Zusammenführung der Daten aus Gesprächen mit so unterschiedlichen Akteursgruppen dann aber die gleichlautende Kritik an der Kommerzialisierung.

* * *

Mit dem ersten dieser drei Beispiele wollte ich zeigen, welche Vorteile die Kombination von Langzeitforschung und Eventforschung – hier noch kombiniert mit multilokaler Forschung, die für die Vergleichsperspektive nötig war – mit sich bringt und wie im Rahmen eines vielfältigeren Methodenspektrums die Eventforschung sowohl Thesen generieren kann als auch bestimmte Erkenntnisse bestätigt oder auch „illustriert“. Diese methodische Konzentration auf die Bestätigung birgt die Gefahr des Ausblendens unerwarteter oder unpassender Ereignisse, die allerdings durchaus zur kritischen Infragestellung und letztlich auch argumentativen Gründlichkeit beitragen könnten. Das Event ist mit dieser Weise des Forschens die Arena, in der sich die Forschungsthemen gewissermaßen abspielen.

Das zweite Beispiel, also die Forschung zur Interkulturellen Woche in Bayreuth, zeigt dagegen, wie die Beobachtung von Events Forschungsfragen erst generieren und Überraschungen produzieren kann, die dann mit anderen Forschungsmethoden vertieft und weiter verfolgt werden. Events fungieren hier also als heuristische, Fragen generierende Verfahren der Forschung. Der Blick auf Events – hier die Sitzungen des Runden Tisches, die Gottesdienste, aber auch die eigentlichen Festveranstaltungen – ermöglichte unerwartete Ergebnisse und Dynamiken, wie etwa die Distanz zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen kommunalen Akteuren der Integrationspolitik und ehemaligen Kritikern derselben sowie diejenige zwischen „einheimischen Deutschen“ und „Russlanddeutschen“. Eine Fragestellung, die von nationalen Mediendiskursen eher in Richtung Othering von Muslimen orientiert war, wurde aufgrund dieser Eventbeobachtungen auf ganz andere Konfliktlinien gelenkt.

Im dritten Beispiel schließlich ging es um die Events selbst, war die Eventforschung also nicht in einen größeren methodischen Rahmen bzw. eine umfassendere Forschung integriert. Hier ging es mir darum, die methodischen Probleme einer Eventforschung aufzuzeigen, die nicht in längerfristiges Vertrauen generierende lokale Feldforschung eingebunden ist. Die von vielen Forschenden beklagte Überwältigung durch das typischerweise von Unvorhersehbarkeit, Vielfalt und Dichte geprägte Event konnte durch Teamforschung aufgefangen oder zumindest gelindert werden. Die Multiplikation von Perspektiven und die sich dadurch ergebenden Multivokalität ermöglichte es, Vielfalt, Heterogenität und Reizüberflutung auf Festivals zumindest annähernd abzubilden. Hierfür waren gerade die Beobachtungen an den „Rändern“ wichtig, und zwar sowohl räumlich, also hinter der Bühne, im Eingangsbereich etc., als auch zeitlich, also vor und nach den „eigentlichen“ Events, weil gerade sie wichtige Erkenntnisse liefern konnten, die sich in den offiziellen Verlautbarungen und unseren Interviews nicht wiederfinden. Dass gleichwohl nicht „alle“ Aspekte eines Festivals erfasst werden können, versteht sich von selbst, wir sind dem mit einer fokussierten Themenstellung und gemeinsamen Interviewleitfäden begegnet. Dennoch produziert auch diese ausschließlich auf Events konzentrierte Forschung relevante Daten – in diesem Beispiel etwa über die fortwährende Wirkmächtigkeit stereotypisierender Bilder selbst in Kontexten, die diese kritisieren wollen. Die Events bieten auch hier einen hochgradig verdichteten Eindruck von gesellschaftlichen Problemen *in nuce*, können aber nicht die langfristige Forschung ersetzen.

Literatur

- Bauman, Richard. 1992. Performance. In: Ders. (Hg.): *Folklore, Cultural Performances, and Popular Entertainments*. New York & Oxford: Oxford UP, 41–49.
- Brah, Avtar. 1996. *Cartographies of Diaspora: Contesting Identities*. London und New York: Routledge.
- Dorsch, Hauke. 2006. *Globale Griots. Performanz in der afrikanischen Diaspora*. Hamburg, Münster: LIT Verlag.
- Dorsch, Hauke. 2009. Das multikulturelle Bayreuth in Geschichte und Gegenwart. In: Tobias Wendl und Hauke Dorsch (Hg.): *Neue Nachbarschaften*. Bayreuth: Bumerang Verlag, 15–23.

- Dorsch, Hauke. 2011. Integration into what? The Intercultural Week and local discourses on belonging in the German town of Bayreuth“. In: Ulrike Meinhof und Heidi Armbruster (Hg.): *Borders, Networks, Neighbourhoods: Negotiating Multicultural Europe*. Basingstoke: Palgrave, 119–140.
- Dorsch, Hauke, Heidi Armbruster und Ulrike H. Meinhof. 2009. „Searching for Neighbours. Zum Hintergrund des Fotoprojektes“. In: Tobias Wendl und Hauke Dorsch (Hg.): *Neue Nachbarschaften*. Bayreuth: Bumerang Verlag, 9-13.
- Dorsch, Hauke und Marko Scholze. 2005. Erfahrungen mit beweglichen Zielen. Anmerkungen zur Ethnographie unter Bedingungen der Globalisierung. *Sociologus* 55 (2): 143–179.
- Dorsch, Hauke und Julia Verne. 2011. Ausgrenzung durch Integration? Eine kritische Perspektive auf kommunale Integrationspolitik. In: Herbert Popp (Hg.): *Migration und Integration in Deutschland*. Bayreuth: Verlag Naturwissenschaftliche Gesellschaft Bayreuth, 171–192.
- Eliade, Mircea. 1986. *Kosmos und Geschichte. Der Mythos der ewigen Wiederkehr*. Frankfurt/M: Insel.
- Frobenius, Leo. 1933. *Kulturgeschichte Afrikas. Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre*. Zürich: Phaidon.
- Gluckman, Max. 1940. Analysis of a Social Situation in Modern Zululand. *Bantu Studies* 14 (1), 1-30.
- Hall, Stuart. 1990. Cultural identity and diaspora. In: J. Rutherford (Hg.): *Identity*. London: Lawrence & Wishart, 222–237.
- Hall, Stuart et al. 2013 (1978). *Policing the Crisis: Mugging, the State and Law and Order*. New York: Palgrave Macmillan.
- Jahn, Janheinz. 1986 (1958). *Muntu. Die neoafrikanische Kultur*. Köln: Diederichs.
- Kapferer, Bruce. 2015. Introduction: in the event - towards an anthropology of generic moments. In: Lotte Meinert und Bruce Kapferer (Hg.), *In the Event: Towards an Anthropology of Generic Moments*, Oxford: Berghahn, 1–28.
- Kirchner, Babette. 2011. *Eventgemeinschaften*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Marcus, George E. 1995. „Ethnography in/of the world system: the emergence of multi-sited ethnography“. *Annual Review of Anthropology* 24: 95–117.
- Turner, Victor. 1969. *The Ritual Process: Structure and Anti-Structure*. Chicago, Aldine.
- Wendl, Tobias und Hauke Dorsch (Hg.). 2009. *Neue Nachbarschaften. Ein Fotoprojekt von Akinbode Akinbiyi und Bayreuther SchülerInnen*. Bayreuth: Bumerang Verlag.